

Die Kugelgesellschaft

Nr. 17

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Frühlingsnacht.

Von Ernst Prezang.

Wie dunkel war der Tag! Im Wolkenlicht
Verschwomm die Welt zum nebelgrauen Bilde,
Die Hagelschlossen fielen schwer und dicht
Wie eine Flut, die durch die Schleusen bricht,
Und säten Trümmer rings auf die Gipfel.
Was alt und welk an schwacher Färb' hing:
Gessorb'ne Zweige, herbstesdürre Blätter,
Es brach und fiel, zerflatterte, verging
Vor dieses Frühlingsstages rauhem Wetter.

Nun schließt das Stürmen mit dem Abend ein.
Roth zuckt's am Horizont in weiter Runde;
Im Wasser spiegelt sich der jähre Schein,
Gloss liegt die Fläche, wellenlos und rein,
Und ungetrübt der See bis tief zum Grunde.
Dorf drüben ragt es düstervoll empor,
Florüberhängt vom Fusze bis zum Gipfel;
Die Nacht sitzt schweigend in Gebüsch und Rohr
Und kauert unbewegt in Ast und Wipfel.

Von Wolken freißt ein kampfzerrieb'nes Heer
Mit leisem Rollen zu verlor'ner Ferne,
Ein Wetterleuchten — und es ist nicht mehr,
Das dunkelblaue Zelt prangt schaffenleer,
Besetzt vom Golde ungezählter Sterne.
Des Mondes gelbe Scheibe steigt heraus,
Mit hellen Linien Berg und Wald zu säumen,
Im Wasser funkelt's wie von Perlen auf,
Und schimmernd spielt es zwischen Busch und Bäumen.

Ein laues Wehen ist im Schilf erwacht,
Es nickt und flüstert leis in Halm und Spitzen,
In Ast und Wipfel regt sich nun die Nacht,
Es häuft sich zitternd auf dem Wasser sicht
Zu kleinen Wellen, die an's Ufer spritzen.
Ein Entenszug schiesst aus dem Ried empor
In's Sternenlicht mit silberhellen Schwingen,
Die Dommel ruft geheimnisvoll im Rohr,
Und aus der Erde tönt's wie fernes Klingen.

Es rauscht und singt wie von erlöster Kraft,
Es wogt heran in unsichtbaren Wellen;
Gebrochen ist die allerletzte Haft,
Nun rinne, ströme, steige, frischer Saft,
Entfesselt auf aus Millionen Quellen!
In alle Adern giesze hell das Blut
Der ewig jungen, schönen Mutter Erde,
Datz, wo des Winters harfe Faust geruht,
Nun eine Welt voll Duff und Blüthen werde!

O Schaffenslust, besezt von Lust und Bann!
Wie drängt's herauf zu wundersamem Leben!
Die Freude zittert durch Gehalm und Tann,
Und wie im Chor steigt es himmeln
Allüberall: wir wirken und wir weben!
Wir wirken und wir weben, Thal und Schlucht
Und Berg und Feld mit bunter Pracht zu schmücken,
Und eines Tags sollt ihr die reise Frucht
Im Ueberflusse von den Zweigen pflücken! —

Vom Berge sank schon längst der letzte Flor.
Der Mond verblaszt; die Sterne sind versunken;
Der Frühling schritt durch's gold'ne Sonnenstor
Und hat von Keldi und Halm in Wald und Rohr
Die letzten Thränen lächelnd fortgefunden.
Die Vögel flattern aus verstecktem Nest
Freiheitserfüllt, auf leichtbewegten Schwingen,
Um in das große Frühlingswunderfest
Vielfausendkehlig ihre Lust zu singen. —

Die Hochzeit.

Eine Bauerngeschichte von Ludwig Thoma.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch wurde durch das Herannahen der Frauenzimmer unterbrochen. Die Reischlin machte Emerenz auf die wohlgemästeten Schweine aufmerksam und wußte auch hier Be merkenswertes zu erzählen. „De groafe dorf hint,“ sagte sie, „de hat auf Liamek zehn Fässer g'hot, und de ander aa, de wo rechts davo steht. I ho's alle zwaa auf Michel zu lassen.“

„Des is an de besser Zeit,“ erwiderte Emerenz, „auf des hom mi dahoam sa'r alleweil aufpaßt, daß de Fässer net an Winta fumma san; do loschta's g'rad recht viel und bring'st os do it leicht durch.“

„Du hast ganz Recht, Emerenz, da hast anno ganz Recht, des g'strent mi, daß Du des sagst. Auf Mariä Geburt oder auf Michel's Ich's des erste Mal zua, und da zweite Wurf soll um Jakobi rum fumma; do is no beha, weil ma nacha de Fässer mit der Al'n no auf's Feld anhi bringa so.“

„So moan's i aa,“ wiederholte Emerenz.

Die Reischlin wurde sichtlich aufgerüttelt und geprächtiger. „De rath Eau, wo's d'iehest, de do links, mit dere hon i a Kreuz g'habt. De Enzi hat net aufpaßt, wie's g'worfen hot, und do hot's de erst Nacht zwaa Fässer davord, und hal i am andern Tag net dazua kumm, frißt's die andern Leute z'hamm.“

„Hamm de Fässer g'wiss recht scharse Zähn g'habt?“ fragte Emerenz.

„Freili. Des hat der Al'n weh tho, wie's g'sängt hot. Bal ma'r Obacht giebt, so ma leicht heila; zwack ma'r eahna holt de Babne ab, na is glei gar. Aha de Enzi hat ja nix kenn, des Reischlin, des ganz schlechte.“

* * *

Auf Anstreben Feichtls verließen die Bier den Kuhstall; Andrä meinte, man solle jetzt die Pferde anschauen, aber am Hühnerstall koum die Reischlin nicht achlos vorbeigehen. „I ho vierojeboz'g Henna, lantet guata Leghenna,“ röhnte sie, „an vorigen Jahr hon i a schön's Geld auf d' Seiten bracht mit die Dat. Da Bauer schimpft mi a bimm, weil eahn d' Henna in Booz einsteckun, aba des g'sellt eahn do, hal der Handler vo Münla's Geld aufzähl.“

„Sezt geh no amal zua,“ drängte Andrä, „hal Du amal mit Deine Henna ojungst, nacha werft go zimma fitt.“

„Geh's no ds daweil in Kuhstall,“ erwiderte die Reischlin, „mi kennan jgo noch. Woohf Kusserenz“ fuhr sie fort, als die zwei langsam weiter schlenderten, „mit die Rauschbilder so'lt do mir richen. De moana, grad ds hat an Werth, was eahn jehn o'geht, des ander edler's net. I sag's oft zu Bauer, wie's d' no grad a so reden so'lt, jog i, den Moon Profit kenn's es it, hab' i g'sagt. Bei auf unns' S'och do sei, Dat und Stymoz und a Brüfe, des is auf recht, jog i, abu was du für an Arbeit dro hängt, daß Al's rißti heimsab is, hab' i g'sagt, ds is ganz gleich. Da Hennosch, jog i allweil, der braucht Bastard grad a jo, als wie da Kuhstall. So it wohr, Emerenz.“

Die Salvermoserin schimpfte heftig auf und wütete zornig mit dem Kopf. Wohrenddem waren sie auch am Kuhstall angelangt, wo Andrä die Führung übernahm. „Koch hanau nu vieri,“ sagte er, „de zwea Brem jungen do, mit'u Schaf is da Stocot jüng' Jahren, und der Daniels, der wo do hinen steht, is mit stark wort'n.“

Feichtl war in den Staub hinein gegangen und untersuchte das Pferd mit Genauigkeit. „Rachst a ja, wie'r i g'sagt hab,“ meinte er, „nacha hat sie de G'schäftholz hal g'haben, es is it viel dor. Andrä bestimmt eine Gründerei, und die Weiberleute verlieren noch furchtbares Maßnahm den Stall; sie haben bestimmt seit Sonntagsabend kein rechtes

Interesse für die Gäuse. Auch die Leme wurde mir flüchtig gemustert; beim Durchschreiten sah man rechts und links die ausgelöschten Vorräthe von Heu und Stroh, und Andrä bemerkte kurz angebrüten, wie viel Beutner noch da seien. Man kam jetzt wieder in das Haus, und Andrä sowohl als Feichtl hielten es für angebracht, in die Stube zum alten Reischl zurück zu kehren, während dessen sich die Bauerin anschickte, die Emerenz in ihr eigentlichtes Gebiet, in die Milchkammer, in die Vorratskammer und in die Küche zu führen. Die beiden Männer fühlten, daß sie hier blos im Weg umgingen und bezeigten keine Lust, die in solchen Dingen unvermeidliche Reiseligkeit der Weiber anzuhalten. Feichtl setzte sich neben den Reischl hin und Andrä begab sich wieder auf seinen Stammpunkt zum Ofen. Der Schäfer unterbrach das Schweigen. „Habt's koan Schnaps?“ fragte er. „I ho vo dem Schweineru a bissel z'mil davonsicht.“

Der Reischl hinkte zum Wandschrank und holte eine Flasche hervor, die er gegen das Licht hielt. „A wengl a Zweitschgenwassa is no da,“ sagte er und brachte dem Schäfer Flasche und Glas. Feichtl schenkte ein, roch an dem Schnaps und machte einen fräftigen Zug. „Ah, des is a scharsa, der richt mi ewendi z'samur. Sakera Hosezwiesel, des Schweineru war nur schier gar z'sett worn. No, wie g'sässt Dir de Salvermoserin?“ wandte er sich an den Alten. „Sie passt net schlecht auf'n Hof,“ gab der Reischl zurück, und er nahm sich bedächtig eine Prise. Auch Feichtl langte in die Dose und sagte eifrig: „Ja g'wiss ic, durchaus gor ic, Reischl. Sie is wie g'macht für des Auweisen. Sie scheucht foan Arbeit und kenn si guat aus. Sie hätt a richtig's Regiment über de G'schäften, weil sie's dahoam g'lernet hot. Dös is überhaupt schon a Vortheil.“

„So, ja, des is scho wahr.“

„Ja, g'wiss is wahr, was bedeut denn dös, hoi oone aus an koan Sach anhi kumm. Dös werd nie nix, dös lernt si net leicht. So oane ko nia net regiern.“

„So, ja.“

„Und nacha, füzeztausad March, des is aa foa Dree. Baar auf d' Hand; braucht foan Kindern und foan Betteln, was dös scho werth is!“

„So, ja.“

„Net, wie's oft is, wann ma's' Geld lieg'n lassen muß auf Hypothek? Auflagen magst as ic gern, weil glei da Badruß do is, vorans heintigen Tag's, wo ma si so schwier thuet mit an Kaufgeld. Und halst os net aufsünd'it, mußt Angst han, daß der Ander schlecht haust und d' Hypothek alle Woche schlecht wird.“

„So, ja, besser is scho, wann ma's' Geld haat auf d' Hand friag.“

„So is. Dös sagt a Jeda, der wo was vastehlt. Geh, schent ma no mal an Schnaps ein, mit dem Schweineru kumm i got it z'recht.“

Reischl goß das Glas wieder voll, und Feichtl leerte es auf einen Zug. „Ah, oh,“ machte er, „des is amal a Zweitschgenwassa, wie ja si g'hört, brema wie da Enzi. So unns' s' jew.“

Er langte sich eine Zigarette aus der Stocktasche und begann zu rauchen. Da die anderen Zwei nichts sprachen, wurde es wieder still in der Stube. Dem Feichtl war die Einsamkeit zuwider. Er war jedoch gespannt zu erkennen, warum die zwei sich gar so zärtlich behandeln. Nicht, weil ihnen etwa die Partie mit der Salvermoserin nicht gefiel; in dem Augenblick, wo Emerenz schriftlich aufweisen konnte, daß sie die versprochene Summe bezisse, wußte der Schäfer, daß es mit der Hochzeit seine Rückigkeit habe. Aber ein Anderes war zu beachten. Jetzt, wo Alles seinen geregelten Gang nehmen kann, röhnte sich in Andrä bereits die Krene, daß er den Schäferlohn so hoch bemessen hatte. Er wollte dem Schäfer weichen lassen, daß seine Ver-

mittlung recht überflüssig sei; vielleicht ließ daraus für später ein Vortheil ziehen, daß man der Zahlung was abzog, oder am Ende gar Berechtigung der Forderung überhaupt abstreite.

Daß der alte Reischl mitholf, schou jetzt Verdienste des Vermittlers in den Schatten zu stell war selbstverständlich.

Feichtl war über dieses Verhalten keineswegs erstaunt. Seine Lebenserfahrung war nicht gering; er hatte schon manche Heirath vermittel, aber niemals war es ihm geschehen, daß sein Honorar ohne Widerspruch mit freundlicher Miene ausbezahlt wurde. Darum also wußte er recht gut, welche Gefühle den Herzen seiner beiden Zuhörer herrschten, da er eine mithilfsame Natur war, rieb er ihm diese Erkenntniß etwas unter die Nase. „G Reischl,“ fragte er, „auf Rettenbach habt's es weit unni?“

„Rettenbach? Dös is gor it weit, höchste Stund.“ Willst Du heint no unni geh?“

„Na, i ho grad g'moant. Keunt's os Holzinger Jakob vo Rettenbach?“

„Na Holzinger?“

„Ja, beim Häuslmichl hoaßt ma's, is enf net bekamit?“

„Na Häuslmichl? — Freili kenn i den. W is damit?“

„Nix. I ho g'rad g'fragt. I kenn eahm a Go?“

„Ja; i hon an Prozeß g'habt danit.“

Mit dieser Mittheilung fükelte der Schäfer den Reischl doch etwas heraus; er konute sich noch gleichgültig stellen, den Feichtl täuschte er dann nicht. „So, an Prozeß hast g'hat mit'n Häuslmichl?“ fragte der Alte.

„Ja, vor a zwaa Jahr is g'wen. D'Dachan“

„Habt's enf beim Handeln z'riagt?“

„Na. I hon eahm sei Heirath g'macht, wi wa'r i den ausg'machten Schmus valangt heb, er mir's o'streiten mögn'. Er hätt ohne mi g'heirath, hat er g'sagt, do hätt er mi gor ic braudza, sagt er. No, i hon ic lang g'redt mit eahm i bi zu'n Abfolaten gänga, nacha hat si de G'schäfte glei g'haben.“

„So?“

„Ja. Den Prozeß hon i schuell g'winna. Holzinger hätt alles Mögliche daher bracht, abo hat's nit geben. Der Oberamtsrichter vo Dachan hat'n glei z'sammepackt. Was, hat er g'sagt, zu vereinbarten Sie etwas mit diesem Mann, sagt und hinterher wollen Sie ihm den wohlverdienten Lohn streitig machen, hat er g'sagt. Das ist fehl und Manier, sagt er, für einen Mann, der einmal sein Wort gegeben hat. Sie sollen Ihm schämen, hat er g'sagt, daß Sie mit solchen Alten flüchten vor Gericht kommen, sagt er. Da Holzinger hat anderst g'schaut, wie'r eahm d'Leden g'lebet'n san. Aha grad recht is eahm g'schabt. Do hot er an Badruß g'habt und an Haifa wöd dazua. I hab's eahm glei g'sagt. Des is net erscht Prozeß g'wen, den i g'towina hab. I wo wiwa's G'sek is, und mehr'a will i net. Do is o's allemal daspielt, wann er mit mir schreiten will.“

*

Feichtl zündete sich die Zigarette wieder an, ihm beim Erzählen ausgegangen war, und blieb zum Andrä hinüber, um die Wirkung seiner Geschichte zu beobachten. Es war kein Zweifel, daß ihn die beiden hatten gehen hören, aber entweder waren sie von der Moral der Geschichte nicht berührt worden, oder sie verstanden es meistens ihre Gemüthsbewegung zu verborgen. Andrä sah so gleichgültig wie vorher, und der Reischl hatte anscheinend jedes Interesse an dem Prozeß verloren. Der Schäfer überlegte sich, ob es nicht gut wäre noch eine zweite Geschichte darauf zu sehen, doch

öffnete sich die Thür, und die Neischlin kam herein; hinter ihr die Emerenz.

"So, jetzt hammt ma all's o'g'schaut," sagte die Bäuerin.

"Hat ihr s'Sach g'fallen?" fragte Andrä aus der Öfenecke heraus.

"I glaub scho, gel Emerenz?"

Die Salvermoserin fühlte, daß nunmehr die Entschließung nahe und verzog ihren Mund zu einem geschnürgten Lächeln. "Mi hat's it schlecht g'fallen," mutworte sie und sah dabei auf den Fußboden.

"Jo," meinte Andrä, "indem, daß mi aa ganz recht waara, künnten mi ja z'sammireathen?"

"Mi is scho recht," sagte Emerenz; und dann sollte sie umständlich aus ihrem Handkorb den Geldbeutel hervor, nahm einen Thaler heraus und reichte ihm dem Andrä als Handgeld und zum Zeichen, daß der Vertrag in Ordnung sei.

Feichtl patschte in die Hände und bezeichnete eine Freihlichkeit, die dem Ereignisse angehessen war, und welche außerdem seine Person wieder etwas in den Vordergrund rückte. "So is recht! Dös lob i," schrie er mit erhobener Stimme — "jetzt gib's Hozeleut in Haus, Herrschaftsakera, dös is amal a Paar, wo a jed a Freund hot."

Von den Anwesenden betheiligte sich Niemand an seiner Lustigkeit, die Brautleute so wenig wie die zwei Alten, welche dem Vorgang ruhig zuschauten. Aber Feichtl ließ sich nicht irre machen. "Siehst, Emerenz," schrie er, "i ho Dir's g'sagt, do genga ma net muaßt her, zu'n Neischhof. I mach nei Gratulation, de Jungfer Hozeiterin soll leben Vivat hoch, und da Hozeiter darseben!"

"Is scho recht," wehrte ihm Andrä ab, "gieb no amal an Muah, mi mülassen ja no was ausmacha, mi kennia ja net dischtrieren, bal Du a so schreist. Was is denn?" wandte er sich an den Vater, "wann lasz ma denn d'Uebergab verbraisen?"

"Mi is gleich. Vo mi ans an Miela* acht Täg."

"Guat, also mach ma's glei aus. Auf'n Miela in acht Täg genga ma zu'n Notari, bal's Dir recht is, Emerenz?"

"Jo, mi is ieder Tag g'recht."

"Freitl," rüttete sich Feichtl ein, "da Miela paßt mi aa gi at b'stellen mit ins bei'n Biaglerbräu z'saum."

"Bal' st aba aufg'halten bist, brauchst it z'kennta," erwiderte ihm Andrä, "mi kennan de Sach allog macha."

"Na, na, i bi it aufg'halten, i ho leicht Zeit; i hätt a so a Geschäft z'Dachau drin. I geh' wieda mit da Emerenz."

"No ja, nacha künnt hast, wennst moanst, Du mußt dabei sein."

"I kann scho, Andrä, ko'ft Di valassen drauf," versicherte Feichtl sehr freundlich. "Aba jetzt genga ma, Emerenz," fuhr er fort, "i moa, es waara Zeit." Die Salvermoserin rückte ihr Kopftuch zurecht und erklärte, daß sie gehen wolle. "Mögst it no was essen, Emerenz?" fragte die Neischlin.

"Na, i ho scho gema. Pfuiat euf Good."

"Pfuiat Good!"

"Und am Miela in acht Täg kennia ma in Dachau z'saum," rief ihr Andrä nach, als sie bereits die Stütze verlassen hatte.

Feichtl verhielt sich noch ein wenig an der Thür. Er tauchte die Finger in den Weihwasserhassel und besprangte sich. "Der Herr segne unseren Ausgang!" sagte er mit diesem Grüst, "adies beiand!"

"Geh zu'n Leusi, Haderlump miserabiliger," brummte Andrä vor sich hin. Aber Feichtl hörte ihn nicht. Er ging gehobenen Gemüthes neben Emerenz durch das Dorf, am Wirthshaus vorbei, unter dessen Thüre Herr Martin Schinkel stand.

Der Schäfer lächelte, als er den Wirth sah und begrüßte ihn freundlich. Dieser hingegen rückte mir ein wenig an seiner Schlegelklappe und sprach vor sich hin: "I ho's ja g'wusst, daß der Vatz beim Schmuse war. Mi ko'ft net o'läng'n, Freunde, so muß zeitiger aufsteh."

Soziale Lyrik.

Von Ernst Kreowski.

Sie die ganze Kunst, also auch für die Poetie gilt der Grundsatz des Schönen. Das Schöne besteht für sich selbst, ist zwecklos, rein um seiner selbst willen da und will, nach Friedrich Theodor Vischer, nur erfreuen, erheben, aber nicht nützen. Wohl vermögt es sich mit dem Zweckmäßigen zu verbinden; dagegen sollen alle höheren Zwecke und bedeutenderen Interessen ausgeschlossen bleiben, die moralischen sowohl, wie auch die politischen. Eines dieser Interessen in die Poetie hineingetragen, bleibt ihr den Charakter des Tendenziösen. Sonach spricht man von Tendenzpoetie. Faßt man den Begriff "Tendenz" allgemein, so läßt sich nicht verkennen, daß er im ganzen Kunsterreich eine große, wenn nicht gar die größte Rolle spielt. Auch das Streben nach der Gestaltung des Schönen, in formaler wie stofflicher Beziehung, ist schon an und für sich Tendenz. Die nach Blättern benannte Dichterschule hat das klar gezeigt. Dennoch ging sie vorerst davon aus, die Dichtung vom verworrenen, regellosen Geist der Romantiker zu erlösen und sie zu sprachlicher wie metrischer Stilreinheit zurückzuführen. Man darf also sagen: wenn sich die Dichter bestreben, der Poetie, stofflich wie formal aus Zeiten ihres Verfalls heraus, wieder ein höheres Biedestal anzuweisen, so ist das Tendenz. Jede Ausführung neuer Stoffgebiete ist Tendenz; jede Bereicherung des Wort-, Bildern- und Formenreiches ist Tendenz. Kurz: jedwedes Streben hätte also der Fachlichkeit vom Tempel der Kunst als etwas Gewolltes, Beizwecktes abzuweisen. Das wäre zu weit gegangen, denn dann müßte schließlich alle Kunst aufhören, Kunst zu sein. Nun sagte ich: die Poetie solle nur sich selbst, aber sonst keinen anderen Zwecken dienen. Demnach wäre der politischen und sozialen Tendenzlyrik in der Dichtung eine unfeiergeordnete Stelle anzudeuten. Thatlich trifft das zu, sobald sie die politischen Parteizwecke vor die rein künstlerische Forderung stellt. Das ästhetische Augenmerk richtet sich nämlich nicht auf das "Was", sondern auf das "Wie", nicht auf das, was hinter der Oberfläche ist, sondern auf sie selbst. Wenn — sagt Vischer — ein Dichter von einer, nach seiner Überzeugung, ganz edlen Leidenschaft ergriffen ist und sie poetisch gestalten will, so muß er seinem Werk einen allgemein ansprechenden Charakter geben. Ist es aus ganz befangener Parteidistanz erwachsen, so wird es gewiß nicht in die freie Schönheit emporreichen. Ganz wohl darf ein feuriges Gemüth, das charaktervoll auf einem bestimmten Standpunkt steht, von diesem aus künstlerische Gebilde schaffen, darf ein Dichter zum feurigen Herold derjenigen Idee werden, die seine Partei vertritt. Jedoch dann verlangen wir, daß er die nötige Freiheit finde, um den Gegenstand in's rein Menschliche zu erheben und so auch einen zu rühren, der zu seinen Gegnern gehört, aber seinen Sinn nicht parteiisch verengt hat. Wird auch niemals von dieser Forderung und der anderen: daß allemal ein Kunstwerk entsteht, wenn Stoff und Form restlos ineinander aufgehen, abgewichen werden dürfen, so ist doch eine Modifizierung des Begriffes "Tendenz" in der Zukunft sehr wahrscheinlich. Denn wie alles, wird auch die Lehre von der Wissenschaft des Schönen zeitlichen Aenderungen unterworfen. Sie ist keine absolute, ewig unantastbare Wahrheit. Mag sie noch so behutsam "abgezogen", das heißt von jedem irgendwie anders auslegbaren Nebenbegriff befreit sein, sicher vermöchten sich ihre wissenschaftlichen Interpreten doch nie ganz von den Einflüssen, die sie umgebenden Milieus loszulösen. Jeder Zeitepoche gilt, was ihr zweidienlich erscheint. Die jeweilige politische oder wirtschaftliche Machtphäre eines Volkes ist also auch auf die Ausdauerung über die "Tendenz" in der Kunst von bestimmendem Einfluß. Nehmen wir beispielweise die Lyrik der deutschen Befreiungskriege in Augenschein, so trägt sie durchweg das Merkmal der "Tendenz", die aber als solche von den Zeitgenossen durchaus nicht anerkannt zu werden brauchte. Die Dichter besangen, was das ganze Volk empfand. Hätte dieses nicht hinter ihnen gestanden, dann würden ihre Poeten einfach schon bei Lebewohl der Erzähler als müßige Spielerei betrachtet worden sein, oder sie wären garnicht erst entstanden. So lange nur ein Bruchteil der Bevölkerung politisch denkt und politische Einsicht besitzt, so lange wird das Kunstideal der anderen, der indifferenten Mehrheit zu Recht bestehen und sich Geltung erzwingen. Je mehr aber die Zahl der politisch Denkenden zunimmt, desto eher muß auch eine, von bisherigen Auffassungen abweichende neue Beurtheilung der Dinge Platz greifen. Wohl ohne Ausnahme gehörten oder gehören alle Ästhetiker bis jetzt dem nicht sozialdemokratischen Bürgerthum an. Daraus erklärt sich das Festhalten an sämtlichen ästhetischen Forderungen von Aristoteles bis auf Friedrich Nietzsche. Eine "Umwertung" des Begriffes von der "Tendenz" durch auf dem Boden des Sozialismus erwachsene Sozialästhetiker, oder wenigstens eine Modifizierung, dürfte wohl einmal zur Thatache reisen. Ein durchaus sozialistisches Zeitalter wird auch für die modern-politische, noch mehr für die soziale Lyrik eine andere Note finden. Letztere, vielmehr das soziale Element in der modernen Poetie, ist ohne Frage ein neuer Faktor und wird, gehörig gefestigt und auf seine Werte untersucht, die Ästhetik der Zukunft um eine ihr so lange unbekannte Riliane, wenn nicht gar um ein höchst wichtiges Kapitel bereichern. Die soziale Dichtung und die sozialpolitische "Tendenz"-Poetie ist, wenn man auf ihren Urgrund zurückgeht, streng genommen ein Kind des an Revolutionen und geistigen Evolutionen so überaus reichen 19. Jahrhunderts. Sie hat wohl zuerst in Irland und Frankreich — das heißt dort, wo am frühesten, weil bedingt durch gegebene industrielle und ökonomische Verhältnisse, der frische Gegensatz von Besitz und Armut sichtbarlich zu Tage trat — ihre Entstehungsblüthen gezeitigt. In anderen Staaten, wie z. B. in Deutschland, wo jene kapitalistischen Scheidungsprozesse sich erst später vollzogen haben, tritt die soziale Dichtung natürlich auch später auf. Am jüngsten ist sie wohl in Nordamerika, Russland, Italien, Spanien und in Japan.

Es ist nun interessant zu sehen, wie sie sich in ihren Anfängen zeigte. Schon einige deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts geben Bilder der Armut. Doch die menschliche Armut erfährt hier mehr oder weniger eine fatalistische Auffassung: als "Schickung" des Himmels, die, nach Herder, ertragen werden müsse und gewissermaßen als ein sicherer Wechsel auf's Leben im "Jenseits" gedacht wird. Die französische Revolution korrigirte jene zum Theil biblisch-religiöse, zum Theil aber auch aus humanistisch-orientalischem Weisheitsgemeinsel herausfiltrte Ansicht vom Zweck und Ziele des menschlichen Erdenlebens. Die Folgezeit aber — so sehr die Interpretation des feudal-absolutistischen Staatsprinzips, wie auch der Romantizismus und Hellenismus in Kunst und Wissenschaft der Entwicklung des menschlichen Freiheitsgedankens hinderlich waren — sollte dessen ungeachtet auch in Deutschland schärfere fortschrittliche Handlungen herbeizuführen berufen. Die Julirevolution in Frankreich warf allerdings ihren anstrengenden Widerschein darüber. 1831 hatte in Lyon der erste Arbeiteraufstand stattgefunden; 1838—42 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung der englischen Charisten ihren Höhepunkt. Solche und ähnliche historische Thatsachen geben der bisher gepflegten idealistischen Geschichtsauffassung naturgemäß den Todesstoß. Marx war es dann, welcher die naturalistische Geschichtsauffassung begründete. Und indem er die Geschichte des Kapitals analysierte und das Geheimnis der kapitalistischen Produktion vermittelte des Mehrwerths enthüllte, gab er dem Sozialismus als solchem zugleich seine wissenschaftliche Basis, auf welcher zunächst Engels und拉萨尔 als die bedeutendsten Interpreten durch praktische wissenschaftliche Auslegung und agitatorische Ausbreitung weiter hielten. Schon das "tolle Jahr" 1848/49 zeigte, welche Lehren man aus dem Umschwung der historischen

Thatshachen gewonnen hatte. Hier tritt bereits der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in konsequenter Formulierung auf. Hier steht auch gewissermaßen die neuere politische Tendenz-Dichtung ein: Mit Heinrich Heine als ihrem ausdrucksvollsten und leidenschaftlichsten Apostel, um dessen Fahne sich das rechtsrheinische Häuslein der jüngdeutschen Poeten schaute. Es sind da vor Allem Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Ludwig Pfau, Robert Brück, Hoffmann von Fallersleben, Franz Dingelstedt, sowie die Deutsch-Oesterreicher Karl Beck, Moritz Hartmann, Adolf Glashäusler und Alfred Meißner hervorzuheben. Sie waren es, die in ihren Poeten der Sehnsucht des Volkes nach Freiheit und dem Beklagen nach konstitutioneller Verfassung einen kommend-beredten, wenn auch zuweilen überhitzen, unsicheren, verantworten Ausdruck gaben, wozu eben kommt, daß bei Diesen oder jenen der national-politische Standpunkt, nationale Forderungen und Interessen überwogen. Besonders waren jene Poeten, welche das soziale Elend des unterdrückten Volkes in epischen Bildern anszeigten. Da ist schon ein gewisses Misstrauen, eine bewußte Scheidung der Klassen, eine provolitorische Kampfstellung erkennbar. Man merkt, daß die Dichter, ohne von der Höhe reiner Kunst herabsteigen, den forschenden Blick in die Niedrigungen des Armutsholbens gesetzt hatten; daß sie, im Hegel'schen Sinne, den Quellen des Elends durch alle Irrgänge nachspürten und aus der gewonnenen Erkenntnis heraus — allerdings empfindlich beeinflußt durch die Zensur und durch konventionelle Katheder-Aesthetik — ihre Klagen und Anklagen erhoben. Nun ist es nicht mehr das Volksernthaltsheim der „göttlichen Vorziehung“, wohin jene Dichter regnirt aufzudenken. Es sind die Geld- und Gewaltmächtigen der Erde, an welche sie ihre glühenden Apostrophen richteten! (Fortsetzung folgt.)

Zins und Geldverkehr in früherer Zeit.

Von Emil Rosenow.

Die Kirche, die Fürsten, die Geschlechter in den Städten und, ihnen folgend, die Städte selbst begannen den Bucher der Juden zu branden, fröhliche Konzile schändeten ihnen das alte kanonische Bucherverbot entgegen. Über den durch Bücher erworbenen Reichtum der Juden zeternd, fügten sie mir die Ausmerksamkeit der hungernden und erbitterten Volksmassen abgelenken von der jüdischen Bereicherung, die Kriege und Herren in eindringlicher Form selbst mit dem Volke trieben. Das Böse wurde auf die Juden gelegt, damit seine Wuth die eigenständige Urzache all' seiner Qual nicht erkennen. Fürsten, Privatleute und Gemeinden hatten der Juden Kunden genommen, hatten aus dem kapitalistischen Bucher selbst, durch seine Verbreitung, Nutzen gezogen. Als sie dann mit der Abzahlung von Kapitalien und Zinsen Jahrzehnte im Rückstand waren und in den eignen Schülgen gesungen litten, läderete der Judentheß wild am. In Süd- und Westdeutschland, dann auch in Mitteldutschland plünderten und raubten rosende Volksmassen in den Industriekreiseln der Städte, mortierten und miserten ganze jüdische Bevölkerungen dahin, aber damit die Quelle ihrer Leiden verschwiegen zu können. Alsbald kamen die Raubthäfer, die die jüdischen Vermittler des Geldhandels doch wieder siegreig hatten, den Schlächtern entgegen. Gleichzeitig berüchtigten sie die Regelung des Buchers und des Papstes. Sie legten den Zinsfuß, die Kapitalien herab, beruhigten die Schuldenopfer, sie vertrieben die Juden aus ihren Städten. Aber die Notwendigkeit des kapitalistischen Geldverkehrs zwang sie, die Betriebsarten wieder aufzunehmen, die ihrerseits bestrebten, da man jede andere Möglichkeit der Expansion gewusst war, das Verlorene durch vermehrte Geldgeschäfte wieder einzuholen. Die Obrigkeiten von aller Größe zeigten die Ungeschicklichkeit des kanonischen Kampfes und die gleichzeitige Brandstiftung der Juden durch die jüdische Obrigkeit. So Nürnberg, wo die

Judenverfolgungen 1348 begannen, durfte das Volk mit hoher obrigkeitslicher Erlaubnis Kaiser Karls IV. die Judenhäuser plündern und verbrennen. 1352 befahl derselbe Kaiser den Nürnbergern bereits, die Verachteten und Vertriebenen wieder aufzunehmen, um den Judenzins nicht zu verlieren. Den Nürnberger Bürgern wurden ihre Judenschulden nachgelassen, man wies den Juden bestimmte Stadttheile an und erzwang die Verpflichtung von ihnen, in Jahresfrist ihre Häuser wieder an Christen zu verkaufen. 1381 hielten sich in Nürnberg erst wieder achtzehn Juden auf. Sie mußten die für die damalige Zeit unerhörte Summe von jährlich 961 Goldgulden Judenabgaben zahlen. Die Geldnot des Kaisers und der Städte reizte aber trotzdem immer wieder zu neuen profitablen Judenplünderungen. Als um diese Zeit die Judenverfolgungen auf's Neue ausbrachen, zahlten die zu Ende gefängstigten Nürnberger Juden neben diesen Abgaben extra noch 4000 Gulden, darunter eine einzelne Familie allein 1000 Gulden. Umsonst, Plünderung und Mord rasten auf's Neue durch die Gassen. „Man mästete die Armen, wie Thiere, um ihr Fett nachher zu verspeisen.“ sagte zutreffend ein Chronist. Kaiser Wenzel brachte 1390 seinen Junkern und Geschlechterbürgern ein artiges Geschenk, indem er ihnen alle Judenschulden ersetzte. 1391 reizten die Nürnberger die Juden auf's Neue geradezu zum Wucher auf, indem sie ihnen in aller Form gestatteten 10—22 p.ßt. zu nehmen, während 5 p.ßt. der gebräuchliche Zinsfuß war.

In Württemberg durchzogen die vertriebenen Juden wandernd das Land, Geldgeschäfte abwickelnd. Der Herzog Christoph, der sich als Feind des Judenwuchers ausspielte, zog vom „Judeuschoß“ reiche Einnahmen und erlaubte ihnen die Durchwanderung mit der Einschränkung, daß sie dabei einen von ihnen unterhaltenen württembergischen Bürger als Begleiter haben müssten.

Kaiser und Reichstagsabschluß beschäftigten sich immer und immer wieder mit Zins und Wucher, zeigten aber nie wie der Geldverkehr das kanonische Wucherverbot praktisch zusammenbrechen machte. Die Kluft, die künftig zwischen der sozialen und rechtlichen Stellung von Juden und Christen gezogen war, verlor sich allgemach; das Reichsgesetz stellte die Zinsen der Juden mit dem Rentenkurse, also mit den erlaubten Zinsen der Christen, auf eine Stufe. Der fortschreitende Kapitalismus triumphierte über die Gewaltthaten des kanonischen Wucherverbots.

Eine weitere allmäßige Untergräbung des kanonischen Wucherverbots stellt das Auftreten der Wechsler, des Wechselgeschäfts, der Darlehnsbänke, Pfandhäuser und städtischen Banken in Deutschland dar.

Der Ursprung der deutschen Wechsler ist in den Münzprägenden Deutschlands zu suchen. Bald als Geschenk, bald durch Verkauf übertrugen die Kaiser die Ausübung des Münzregals an geistliche und weltliche Machthaber. Es entstand dadurch eine Verschiedenartigkeit des Münzuges und eine Unordnung in den deutschen Münzverhältnissen, die von den einzelnen Herrn und Mächten zur schlimmsten Ansplünzung des Volkes benutzt wurde. Es war daher eine genaue Kenntniß des Kurses und der einzelnen Münzsorten nothwendig. Dies war die Ursache der Entstehung der Wechsler, die bald überall in Deutschland auf den bejüngten Märkten ihre Juden eröffneten und ihr Geschäft betrieben. Bald hing von dem prächtlichen Eintreffen der Wechsler die glatte Abwicklung des Geschäfts auf dem ganzen Waarenmarkt einer Stadt ab. Einzelne Wechsler rüstten geschäftlich rasch empor und beschränkten sich nicht mehr blos auf den Münzwechsel an Ort und Stelle, sondern übernahmen Geldsendungen in's Hansagebiet, nach dem geschäftlich regen Süddeutschland und nach Flandern. Sie ahnten hierin den großen italienischen und niederländischen Firmen nach, die den Geldtransport hin und herleiteten und unter den Augen der Päpste den Geldhandel betrieben, den doch das kanonische Wucherverbot unterdrücken sollte. Ja, die Päpste und die Kirche selbst mußten sich ihrer bedienen und fanden es bald bequemer, durch den Wechsler ihre

Gelder hinüber und herüber leiten zu lassen. Am Ende des 13. Jahrhunderts sah man in Flandern die hanseatischen Kaufleute und Abgesandten Hansstädte Darlehen bei den Wechsler aufnehmen Anweisungen auf ihre Stadt verkaufen und dadurch Geld verschaffen. Neben der Wechsler erstand die Darlehsbank, entstanden die städtischen Wechsel- und Leihhäuser, deren Angestellte nicht sich selbst sondern im Namen von Stadt oder Firma ein Privileg der Zinsen hatten, aber doch, trotz kanonischen Zinsgesetzes, Darlehen für Zinsen gegen Pfänder ausliehen.

So wenig konnte die Kirche gegen diesen in Entwicklung der Zeit begründeten Geldhandel machen, daß sie sich — selbst darauf verlegte. Sie gründete selbst Darlehsbanken für die Geldsuchenden und nannte sie feierlich „montes pietatis“, „Berger Mildigkeit“. Die Konzile von Basel und Konstanz anerkannten die Zinsforderungen der Wechsler, solche auf einem obrigkeitslichen Privileg fußten für die kirchlichen Bauten macht man mit allen Mitteln Stimmung, weil man wohl einsah, welche Macht die Kirche in die Hände bekommen würde, sofern es ihr gelänge, den Geldverkehr zu steuern. Man nahm keine Zinsen und suchte die Verleiher beim Ansleihen auf der andern Seite durch mit Zuwendungen aufzubringen, indem man den unthätigen Geschäftsgemären alle Freuden der Seligkeit verhieß. Allein die frommen Spenden vermagten oder reichten nicht aus, und so mußten die kirchlichen Bauten bald selbst Zins nehmen; nach Chr. Krupp etwa 10—15 Prozent jährlich.

Ein heftiger Streit zwischen Juristen und Theologen entbraunte alsbald um die Frage, ob man mit den „montes pietatis“ die Kirche selbst Zinsverbot übertragen habe. 1517 mußte Papst Leo X. im 5. Lateranensischen Konzil eine Entscheidung fällen, und es entschied, es sei zwar wünschenswerther und sittlich besser, wenn „montes“ gar keine Vergütung für ihre Darlehen forderten, allein daraus, daß sie auf die Höhe Geschäftskosten solche Vergütung bezögten, so nicht ihr wüchterischer Charakter! Es war Bauerotterklärung des kanonischen Antikapitalismus.

Zu der freieren Entwicklung des Geldverkehrs dann sowohl die Einführung des römischen Rechtes in Deutschland als die spätere Reformation ihr Theil bei.

Die Reformation zumal zerbrach dadurch, daß sie einen Theil der Macht der katholischen Kirche abschlug, auch die Wirksamkeit des kanonischen Wucherverbotes. Zwar trat auch Luther anfangs noch gegen den Kapitalismus auf. Seine Reformationsbewegung stützte sich ja zunächst auf die Schichten der proletarischen Bauern und Handwerker, die unter der Auseinandersetzung litt. Er wandte sich daher auch gegen das kapitalistische Geldgeschäft, gegen den Weinhorn-, Geldwucher. „Stoßt auf Weinhorn, böse Müll auf gute, böse Waare auf gute.“ „Wenn alle Menschen auf's Hundert nähme, so sollten doch die gleichen Stifte das gestrengste Recht halten und Furchten vier oder fünf nehmen Die Teufeli zu steuern, die Armen zu retten und ihnen zu helfen, ist Sache der Pfarrherrn und Prediger wie der Juristen, damit die Wucherer ein Gewissen tragen und ihr verdammtes Wesen erkennen wollen. Deshalb sollten sie — als rechter Bischof — Wucher auf der Kanzel getrost schelten und verdammen, den Wucherern weder Sakrament noch Absolution reichen, so lange sie nicht büßen, daß sie sich nicht deren Sünden theilhaftig machen, im Sterben liegen lassen, wie einen Heider, mit unter die Christen begraben, noch mit zu Gegehen, so er nicht gebüßet hat.“

Allein, als sich die bestehende Klasse Deutschlands die Fürsten, Städte und ihr Anhang, zur lutherischen Reformation bekehrt hatten, schlug Luther's kapitalistischer Grundsatz glatt um, und als in den Forderungen der Bauernrevolution auch das Zinsverbot eine Rolle spielte, waren es Luther und getreulicher Gehülfen Melanchthon, die plötzlich Wucher und Geldwucher das Wort redeten. In seinen Briefen an den Danziger Rat sagt der aus ei-

Nr. 17

Für den Annoncenheil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gesetzte Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1903



Remontoir-Uhren, garantiert gute Werk., 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Zifferblatt, Mk. 10,50. Diese mit 2 echten blauen Kapseln, 10 Rubis Mk. 13. Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postenzahlung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugsquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Erst versuchen,	dann urtheilen!
Pflaumenmus.....	M. 2,70
Melange-Marmelade	3,20
Himbeer-, Erdbeer-, Apfel- und Trauben-Gelée	3,20
Rhein. Apfelskraut.....	3,20
Zuckerhonig, vorzüglich	4,20
Der 10 Pfd.-Eimerfr. u. Nachnahme.	
Julius Vogel , Nahrungsmittelgeschäft Althheim a.E., Rheinpfalz.	

Empfehlung in bekannter Güte:
Ia Pflaumenmus
Postheimer M. 2,50, Holzheimer netto 30 Pfd. M. 5,- Emaliaholzner netto 25 Pfd. M. 4,50, Blecheimer netto 20 Pfd. M. 3,75. In Fässern von ca. 125 Pfd., pro Pfd. 14 M. 240. „Alles inkl. ab hier gegen Nachnahme.“ J.A. Schultz, Magdeburg 18, Konservenfabrik.

Billige Briefmarken Preisliste gratis sendet August Marbes in Bremen.



Musikwerke o o
Grammophone o o
Phonographen o o
Photogr. Apparate o o
sowie alle Zubehör.

CARL GEYER
AACHEN.

Illustr. Preislisten kostenfrei.



Hohe Qualität von 79 M. an mit voller rechtsverbindlich. Fahrgarantie. Räder mit Freilauf und Rücktrittbremse von 99 M. an. Motor-Zweiräder, Fahrradzubehör, Pneumatics in feiner Ware zu sehr billigen Preisen.



je. Art wird in uns. groß. mit Kraft verarbeitet. Werkstatt. in 2 bis 3 Tagen verjährlig hergestellt. Die Preise können. n. uns. Preis. vorh. v. jed. berechn. werden. Wir garant. für jed. Arbeit u. fit. Material. Berater überall gesucht. Verlangen Sie uns. Preisliste über Fahrräder, Reparaturen und Zubehör. **Willi Hauss'herr** G. m. b. H. Berlin 27, Alexanderstr. 50.

Lungenleiden (chron. Katarre und Schwindsucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.



Fortuna-Spieldosen und -Musikschränke

Spieldosen à 10, 15, 25, 30, 50, 80—200 M. Musikschränke von 150 bis 750 M.

Die Fortuna-Spieldosen bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für Jung und Alt, sondern sie tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken.

Jul. Heinrich Zimmermann, Leipzig.

Schüchterheit, Verlegenheit,
Besangenheit, Angst, Furcht, Bewirrung, Schwund der Gedanken, Aufregung vor Höherstehenden, vor dem and. Geschlecht, in Gesellschaft ic.) und ihre sonstige Unterdrückung durch die Methode „Zoism“. Keine bloßen moralischen Ratschläge. Kostenloses, überall anzuwendendes Verfahren. Broschüre gratis und franko. Modern-Medicinischer Verlag, Leipzig 199a, Dresdenerstrasse.

Tatsache!

Die Continental-Fahrrad-Fabrik

liefert auch wieder für Saison 1903 fraglos die

schönsten Modelle und **zuverlässigsten Räder** der Welt

zu **enorm niedrig. Preisen.**

Ueberall suchen wir Wiederverkäufer und geben

Probemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich die Empfänger zur Abnahme weiterer Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst **vollständig** kostenlos unser vornehmen reich illustrierten Katalog **nebst Vorzugspreisliste** senden. Sie werden finden, dass

Preise enorm billig und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkonvenirendes wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.

Continental-Fahrrad-Fabrik

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Stütz'sche Hühneraugenringe (Silber, geringem. Pfauenhaut), unübertroffen i. Bezug auf jüngere und schmerzlose Wickl. kein Zerrüttchen, deshalb Schonung der gesamten Haut. Schacht. so gl. einzelne Ringe 15 Pf. i. d. Apotheken.

Großer Illust. Haupt-Katalog mit über 3000 Gegenständen alle Arten Messer, Scheren, Sägen, Waffen, Leder-, Gold-, Schmuckfächer erhält jeder franko umsonst, ohne Kaufzwang. Bitte d. zu verlangen. "S. W. M. 1 in w. j. m. o. m. a. r. g. a. y. k."

Zur Probe! Beste Rasirmesser der Welt!

1/2 natürl. Größe. Fertig zum Gebrauch:

Verhandl. g. Nachnahme od. vorh. Esse.

Fritz Hammesfahr, Foote b. Solingen 11, Stahlwarenfabrik und Verkaufshaus.

Stahlstreichen M. 1.— bis M. 1,80.

Schärfmasse M. —, 50. Rasierseife M. —, 25.

Rasierspiegel M. 1. Oelabzschleim M. 2,50.

Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück

3 Pf.-Cigarren	2,-	2,20	2,40	Mk.
4 "	2,60	2,80	3,-	
5 "	3,40	3,60	3,80	"
6 "	4,20	4,50	4,80	"
8 "	5,40	5,60	5,80	"
10 "	6,50	7,-	7,50	"

Musterkisten von 100 Stück, enthalt. 10 verschied. Sorten von je 10 Stück nach beliebig Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Streubel, Cigarrenfabrik, Dresden-A., Wettinerstr. 13/14.

Der neueste illustrierte Preiscurta wird Jedes auf Wunsch franko zugesandt.

Billige böhmische Bettfedern!

10 Pfund neue geschlossene M. 8, bessere M. 10, weisse daunenartige M. 15, M. 20, schneew. dauenweiche M. 25, M. 30. Versandfrank. zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 3II, Post Pilsen, Böhmen.

Ihre Schrecken verloren hat die Bandwurmkur

durch das neue,

ganz unschädlich, auch auf alle Ein-

geweidewürme. sicher wirk. Mittel:

Wurmchokolade „Curbitin“

30% Kürbiskern-Extrakt. 70% Cacaomasse Preis für einf. Kur u. Kinder M. 1,30, für strenge Kur M. 2,10 frak. gegen Briefmark. Nachr. 20 & mehr. Echt nur direkt von

P. Garms, hyg. Laboratorium Leipzig No. 3.



Eva Taschen-Messerchen

für fidele Herren

enthalt 2 f. Stahlklingen

Mit Etuis p. St. M. 1,75,

3 St. 4,50, 6 St. 8,—, 12 St.

15,— franco. Nachnahme extra. Nur bei

Gotthard Hayn, Breslau.

Buch über die Ehe mit 30 Abbild. von Dr. Retau M. 1,60.

Vollständiger Rathgeber für Eheleute mit 50 Abbild. von Dr. Herzog M. 1,60.

Beide Bücher zusammen M. 2,60 franko.

L. Sachtleben, Berlin 325 Melchiorstr. 31.



Ein wahrer Schatz

für alle durch jugendliche Ver-

irrungen Erkrankte ist das be-

liebteste Werk:

Dr. Retau's Selbstbewahrung

83. Aufl. Mit 27 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken demselben ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlagsmagazin in Leipzig, Neu-Buchmarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.



500 Mk. Belohnung.

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mit-

esser, Finnen, Pusteln, Gesichtsröthe,

Nasenröthe, Runzeln, Falten und Haut-

unreinigkeit, verschwind. durch mein.

Schönheitshersteller.

Macht Gesicht u. Hände blend. weiß,

glatt, zart u. jugendlich. Garantie

f. Erfolg. Glänzende Dankschreiben.

Bei Nachnahme M. 3,50 (frak. M. 4).

Georg Pohl, Berlin, Brunnensstr. 157.

Sonst nirgends.



Sommersprossen

entfernt nur Crème Any

gefahlos in wenig Tagen.

Nachdem Sie alles mögliche

angewandt, machen Sie

einen letzten Versuch mit

Crème Any; es wird Sie

nicht reuen! Gold-Medaille,

Paris, London; frak. Nach-

nahme M. 2,15. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann,

Strassburg I. E.

Täglich zweimal frische

Gutsbutter!

überraschend fetteste Kochbutter! netto

9 Pf. 9 frco., bei Voreinsendung 30 &

billiger. Molkerei Kloster Andersdorf,

in Oberhohen.

+ Stottern +

brie. u. mündl. Behandl. Ohne Verzö-

geringung. Prospette gratis. Retourmarke.

Gold- und Silberwaaren

Wecker-Uhren	von M. 1,75 an	
Nickel-Ram.-Uhren	30-Std.-Werk	M. 3,60
Echte silberne Remontoir-Uhren	"	M. 6,90
Goldene Damen-Uhren	"	M. 14,90
Damenhaarsketten, Golddouble m.	"	"
Schieber, 130 cm lang	"	M. 3,50
Echt goldene Ringe	"	M. 1,50
Echt silberne Brosches	"	M. 0,50

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Beitrages, Risiko ausgeschlossen, da bei Nichtigefallen Geld retour.

Uhren aller Art

Julius Busse

Berlin C.19, Grünstrasse 3/5K.

Reich illustrierte Preisliste über:
Uhren aller Art, Silber- u. Goldwaaren aller Art, optische und photographische Apparate u. sämmtliche Utensilien, Musikwerke, Nickelwaaren, imit. und echt Bronze, Silberzinn und Eisenguss, Britannia-Metall, Uhrenfournituren und Werkzeuge gratis und franko.

Optische Artikel

Kaffeesservice, vernickelt, 4-teil.	M. 6,80 an
Tafelaufsätze, versilbert	M. 2,90
la Britannia-Bestecke, garantirt	"
weiss bleibende Esslöffel oder	"
Essgabel, pro Dutzend	M. 3,80
Kaffeelöffel pro Dutzend	M. 2,15
Photographische Apparate	M. 2,75
bis zu den vorzüglichsten	"
Operngläser mit Etui	M. 4,75
Wirklich billige und anerkannt reelle Bezugsquelle	"
für Wiederverkäufer, Uhrmacher und Händler.	"

Photograph. Apparate

Bildschön

Ist ein rantes reizes Gesicht mit rosigen, jugendlichen Aussehen, weißer, saumreicher Haut und breitem schönen Teint. Alles dies erzeugt: Badenbeuerl
* Steckempferl - Liliennmilch - Seife *

aus Bergmann & Co. Badenbeuerl - Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckempferl.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfumerie.

Die Brennabor bekannt
erstklassige Nähmaschinen

in allen Stil. f. Haushalt u. Confection, auf Wunsch Theilzahlung,
Preisliste gratis, bezahlt man Leisermann's Nähmasch.-Großhdg.
am billigsten direkt nur durch **Leisermann** HAMBURG I.

Umsonst und portofrei



Garantie 5 Jahre!

versende an Seidermann meinen großen
Prachtatalog über Solinger Stahlwaaren,
Haushaltungsgegenstände, Gold-, Silber- u. Lederwaaren etc.
Silberstahl-Rasirmesser M. 5 nach Zeichnung, in natürliche Größe,
fein doppelseitig geschliffen, fertig zum Ge-
brauch, zu M. 2,- pro Stück franco. Versand gegen Rechnung, oder Voreinzahlung.
Wenn nicht genügt, zahle Beitrag zurück. Name in Goldschrift 10 Pf. extra.
Paul Schnitter, Stahlwarenfabrik und Verbandshaus
in Weiß bei Solingen 24.

Billig! Billig! Billig!

Blumen- und Gartenfreunde!

Zur den Preisen von mir M. 5,50 versende ich sämmtliche

Garten-Gärtnerien

für einen grösseren Garten in endlos fröhlicher, guter Verhülltheit, wofür
ich unbedingt Garantie leiste.

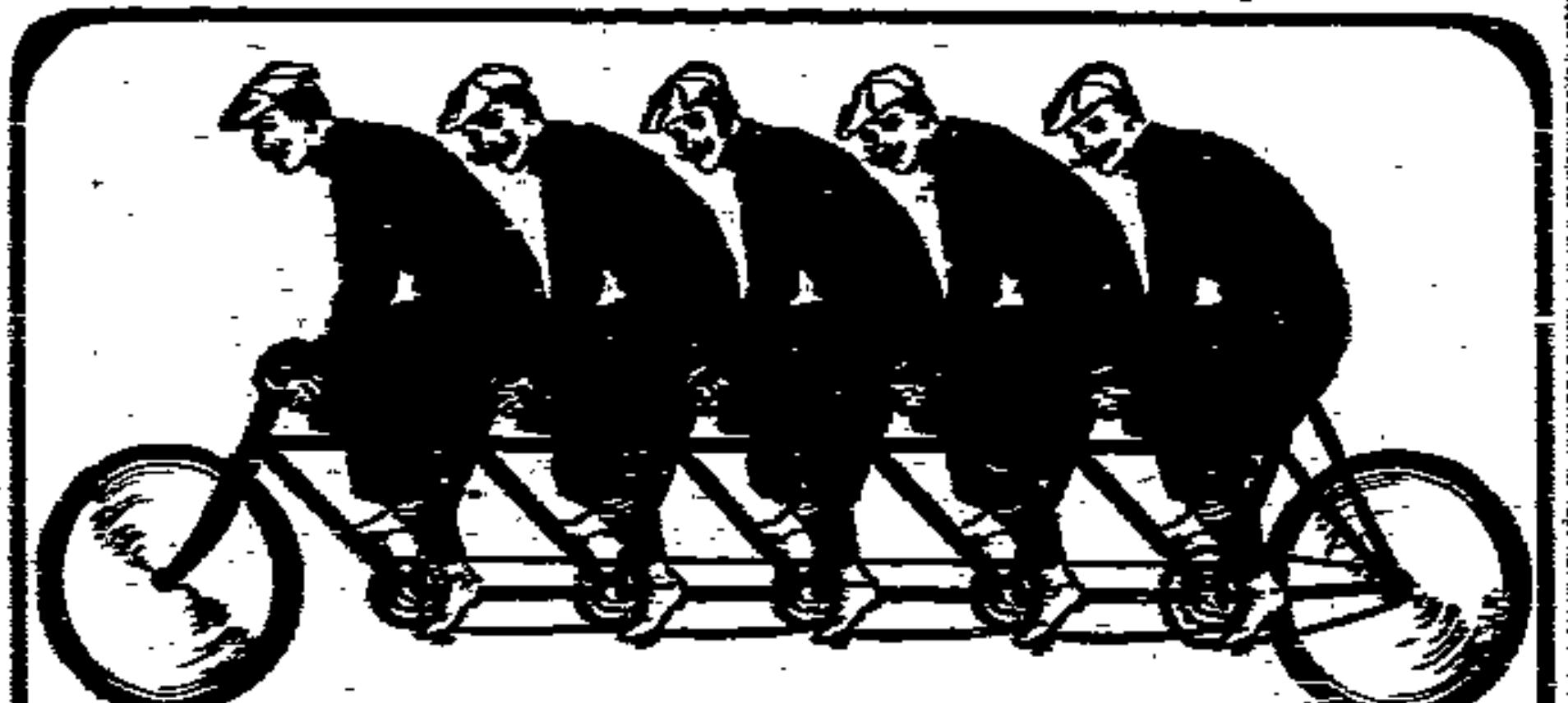
In dem Sortiment sind sämmtliche Sämereien enthalten, als: Salat,
Rötsen, Zwiebeln, Karree, Petersilie, Sellerie, Karotten, Kohlraben, Butterkohl,
Kreuzkohl, Gurken, Endivien, Rüben, Spinat, Grünkohl, die besten Sorten
Grünen, sowohl zum Süßernen, als auch mit den Schoten zu essen; ferner wichtige
alte gute Strudel- und Blumenbohnen. Außerdem lege ich zur Weiterempfehlung
die herrlichsten Blumenäpfelchen gratis bei.

Zum verlangen besorgte Üfferten, sowie ferner mein Preisverzeichniß.

Ende überall tüchtige Niederverkäufer.

Hochachtend

Fritz Frey, Ohligs (Rhld.)
Saci- und Blumenwiewel-Gesell.



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1903 unbedingt die besten und trotzdem
ausserordentlich billig!

Geben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörteile, so
fordern Sie meinen Hauptkatalog, der Ihnen kostenlos zugestellt
wird; derselbe bietet reichhaltige Auswahl bei allerbilligst. Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 20.

Wichtig für Landleute und Hausbesitzer!

Für 5-fünf Mark - das Dach

in Saison 1903 sehr wenig „Lindel“, die beste Ausdrucksmögl. für
Dachte, für alte und neue Dachdecken. „Lindel“ ist weiterhin, trocken
nicht mehr leicht verlöschen, zieht eine neue Pappe und kann der
Ausdruck leicht Seilen angespannt werden. Der Material „Lindel“ ist
3 Jahre, 300 mit 300, anstatt 200, für 200 Pf. Stück M. 5, für 500 M. 10,
für 1000 M. 15, für 2000 M. 25, eng. Material 2. Schicht 100 g, eng. Stärke
Louis Lindenberg, Dachdeck-Bedarf, Asphalt-Pappe-Fabriken,
Hamburg, Berliner Thor 5g.

Frühkartoffeln weiße Edelstein!



Das beste Geschäft für jeden
Gärtner und Landwirth liegt im
Anbau dieser Neuzüchtung. Edel-
stein ist unstreitbar die wider-
standsfähigste gegen Nässe etc. und
durch im Wuchs nicht gestört,
die frühesten aller existirenden Früh-
kartoffeln, der bekannten Kaiser-
krone und anderen guten Sorten
noch bei Weitem vorzuziehen.

Die Knollen, von sehr gefäl-
siger länglichrunder Form, flach-
liegenden Augen u. gelblichweißem
Fleisch, liegen sehr nahe beisammen
dicht beim Stock, und sind schon
Mitte Juni, wenn gute Kartoffeln
auf deutschen Märkten noch sehr
teuer sind, meistig und sehr
schmackhaft.

Der Ertrag ist ein für Früh-
kartoffeln fast unglaublicher, von
6 Pf. Aussaat wurden 2 Ztr.
geerntet.

Herr Max Schulze aus Hass-
rode a. Harz schreibt uns Folgendes:
Sie hatten die Liebenswürdigkeit,
meinem Vater etwas Saat von Ihrer Edelstein zu senden, wovon ich vor
acht Tagen ein Probequantum des reichen Ertrages geschickt erhielt. Ich
kann nicht umhin Ihnen den Dank und die Anerkennung meines Vaters zu
übermitteln, aber auch Ihnen zu sagen, daß sowohl meiner Frau als mir
eine großartigere Kartoffel noch nicht vorgekommen ist. Es ist eine Freude
und ein wahres Genus.

Wir offerieren: 1 Ztr. M. 15, 1/2 Ztr. M. 8,-, 1/4 Ztr. M. 5, ein
10 Pf. Postfolli M. 3,-.

Gebrüder Ziegler, Erfurt C.

Lieferanten Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Hauptkatalog auf Verlangen gratis u. franco.

Aufruf! Vorsicht!



Sehr gefährdet würde schon Männer
durch ein wert-
loses Barttuch-
mittel. Wer sich
an mich wendet,
enthält richtigen
Aufschluß, wo-
durch der Bart
wächst; ein leichter
Gesicht mit meinen
Barthaarwachungs-
förderer

„Colossal“ zu 4 Mark wird Sie nicht
getreut, haben Sie doch mein
Barttuch, dann überlässe ich Ihnen eine
helle Probe gratis, damit Sie sich
von der Wirkung überzeugen können,
in der Zelle bitte mir für Unkosten
so viele einzuschicken.

P. Koch's Laboratorium für Haarpflege,
Gelsenkirchen Nr. 2.

Aus erster Hand

ff. Pflaumen-Mus

unübertroffen.

Fässer v. 200 u. 300 Pf. Inh. p. Ztr. M. 13,	
100 "	14,-
Kübel, 30, 40, 50, 60 "	14,-
Holz-Eimer 40 "	St. 6,50
Holz-Eimer 30 "	5,-
Emaille-Eimer 25 "	4,50
" Kochtopf 28 "	5,50
" Kochtopf 18 "	3,90
Postblecheimer 9 "	2,-

Alles inkl. unfrankirt gegen Nachn.
offerirt die Pflaumen-Mus-Fabrik

Wwe. Wilhelmine Klaus
Magdeburg-N 28.

Das Beste, was existirt, in feinster
Ausführung sind.

Soberana

Fahrräder

best. deutsch. Fabrikat.

v. M. 75 an b. z. feinsten.

Luftfahrtl. v. M. 5,- an

Luftschlüssche, "M. 3,- an

Latern, Glock. etc. sehr billig.

Wiederverk. ges. Catalog gratis.

Volk & Trambauer, Nürnberg.

Petroleum - Glühlicht

keine Lampenänderung, kein Strom-
76 pft. Lichtverbesserung, 1/4 Ztr. 7 Ed
Bremdauer. Stück M. 1,50.

B. Pauesch, 3 Kronen.

Das Beste, was existirt, in feinster
Ausführung sind.

„Helix“

Photogr. Vergrößerungen.

Herausnehmen einzelner Personen
aus Gruppenbildern, sowie jede
gewünschte Veränderung.

Preis einer Vergrößerung 31 zu
39 cm M. 0,50, 25 Bilder in Brief-
markengröße M. 1,- gegen Ein-
sendung des Betrages oder Nachn.

Photographia „Helix“, Hamburg 77.

Photogr.-Apparate

Artikel. Liste frei.

enorm billig

auch Ratenzahlig.

H. PHOTOFIX BERLIN 53

Meinel & Herold

Harmonika-Fabrik

Klingenthal (Sachsen) Nr. 55 A.

verlief. unt. Garantiert direkt an die Spieler

pr. Nachn. Ihre vorig

lichen Harmonikas

Nur M. 4,-

sof. eines solid. Konzert-

Zug-Harmonika in 1

Zug, 50 starf. Stimmen

(schörig). Pa. Stahlfederung, sof. Harmonika

15. (11ast) wird ausdrückl. Zug in Metall-

schlag, vernickl. Metallhüllklapp. Groß-

tiger Orgelz. kostet M. 100,-

Gebsterlerhülse und Holzkiste umson-

ter zu. 2, 3, 4, 6, 8 dörige, 2 und 3 reihige

sowie fogen. Wiener Harmonika in über

120 Nummern flauem billig u. doch gut

Neuester Katalog (100 Seiten starf zu

200 Abbild. umsonst. Mustertauf. Violinen

Mundharmonicas, Bandionions, Zithern

billig. Garantie: Zurücknahme in Gel-

retout. Steinflöte. Web. 5000 Donatidreie-

cke.

Buchführung

brieflich

gross. Prospect

O. HAERTEL GÖRLITZ.

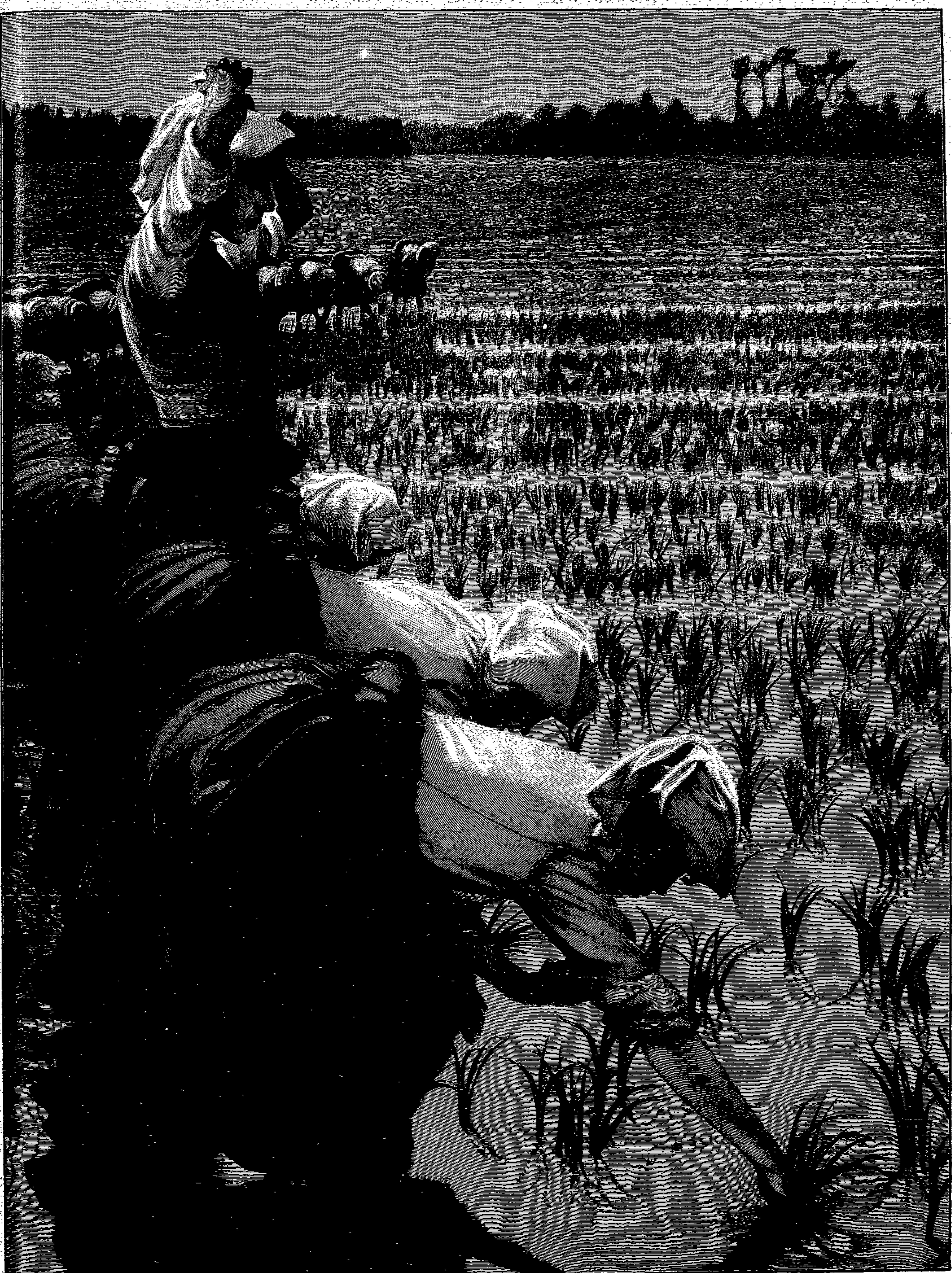
Wer keine Magazin oder
allgemeine Schwäche zu
befreien, bessere Formen, vollere
Büste möcht, verlange gratis und
frank. Auskunft von Willy Reiß,
Leipzig 10, Bayerische Straße 65.

Die Frau

Dieses für jede Familie
wichtigste hygienische Buch
von Frau Anna Hein, fr.

Oberhebamme a. d. geburts-
mäßich. Klinik d. Kgl. Charité
zu Berlin, ist gegen 50 Pf. in
Brief zu beziehen von

Frau Anna Hein,
Berlin S. 100,
Oranienstr. 60.



Angelo Morbelli: Im Reisfelde.

Proletarier zum Besitzenden gewordene Luther klassisch: „Das Evangelium lehret wohl frei, alle Güter fahren zu lassen, aber wer mich dazu dringet oder zwingt, der nimmt mir das Meine.“ Dann geht es zwei neue Regeln über den Wucher. Einmal sollte man sich in den nach weltlichen Gesetzen gebilligten Rentenkauf von fünf Prozent schicken, jodann aber eine allmäßige Herabsetzung des Zinsfußes auf gültischem Wege erstreben. 1540 sagt Luther gar in seiner „Bermahnung an die Pfarrherren, vom Wucher zu predigen“: „Den käuflichen Zins habe ich hier mit niemand gemeint; denn was

ein redlicher Kauf ist, das ist kein Wucher.“ — Als immer weiter die kapitalistische Entwicklung fortschritt, als die deutsche Gesetzgebung das „Interesse“ anerkannte und zwar sowohl die Reichsgesetze wie die Partikulargesetze, als sich immer klarer zeigte, daß die wachsende Waarenverzeugung und der wachsende Waarenverkehr ohne den Geldverkehr einfach nicht möglich sein würden, machte auch die römische Kirche in aller Form ihren Frieden mit dem Kapitalismus. 1542 erlaubte schon Papst Nikolaus V. den Neapolitanern zehn Prozent Zinsen zu fordern, 1574 bestätigte dies Gregor XIII. Und schließlich

fund die Kirche in den Landesgesetzen den äußeren Grund, von ihrem Zinsverbot abzugehen. Sie bestimmte: Wo das Landesgesetz Konventionalzinsen gestattet, gilt das Landesgesetz für die Kirche als Rechtstitel der Zinsforderung.

Der Kapitalismus vollendete seinen Triumphzug. Er trat die mühsam erhaltenen Reste kirchlicher Ausbeutungsverbote aus unchristlicher Zeit in den Staub und schritt, aller politischen, wirtschaftlichen, religiösen Fesseln frei, an seine weltgeschichtliche Mission, die Bedingungen für die neue Kultur der Zukunft zu schaffen.

Dienst.

Von Wilhelm Schmidt.

Sie! Kurz und sicher, wie ein von fester Hand abgeschickter Pfeil, schoß der Ruf aus dem Parterre heraus die steinerne Treppe zur Küche hinunter und die zwei hölzernen Stiegen zu den höheren Stockwerken hinauf.

Und als hätten sie nur auf dieses Zeichen gewartet, riefen zwei andere Stimmen, eine tiefe männliche und eine hohe weibliche, mit derselben fröhlichen Jubelsucht, daß dem Rufe gehörte: „Sie!“ Über das, was in den neunzehn Jahren, in denen Lisa den Dienst versah, noch niemals in dem kleinen, gartenummauerten Hause, in dessen acht Räumen eine Familie von sieben Söppen, außerdem ein Student und eine Lehrerin wohnten, noch niemals geschehen war, ereignete sich jetzt: Sie, das Dienstmädchen sah nicht, sie antwortete nicht einmal! Ein überausliches Schweigen ging eine Weile durch das Haus. Dann wiederholten sich die Rufe endlos, Lachen gingen auf, Schritte klapperten die Treppen hinunter, trippelnd knatternd auf dem Holz, dann fuhr wiederlängsam auf den Steinplatten unten. Schließlich war eine ganze Versammlung in der kleinen Küche unten, deren Heimgebräuchte Rituale aus dem Reiz der Gehirre und des Herdes blanke Strahlen heraustrahlten. Die berühmte Frau Doktor, eine gerüchte weiche Hand über dem Kopf noch schwanger, sah eingerollten Rollen und gründes Gefüll stand und sah hilflos in alle Seiten. Die Lehrerin, die im ersten Stock zur Schule kam, lehnte mit ihrer Lampe, die nicht gefüllt war, in der offenen Thür, und über ihre Schulter sah lächelnd und in Habspruch der kleinen weinende Student herein, der über die Treppe und seine Seele zum Küchenstiel in der Hand hielt. Zwischen den drei Freuden drängte sich ein gespannter Hoffnungsschimmer und Wünsche, „Sie!“ riefen, zwitschernd wie Vogel, die nach der Mutter verlangen, alle halb entkleidet, alle wankend, von Sie zu Zeit gefragt zu werden.

Die kleine, jetzt erschrockene Tochter kam hinauf, die Lisa jedoch überab mit warmer Wärme abreichen wollte. Sie auf der ältesten Seite, denn Lisa der unerschöpflichsten Mutter obgönne sollte, mit kleinen Händen kam, war des ganzen Hauses zu der Stelle. Wie mit ausgestreckten, juckenden Augen, wie in einem Raum, für den sie eigentlich zu groß geworden. Nur eine schaute nach: Sie! Das Illuminat des Frühstückes, das jetzt immer freudigem Gang ging, war möglich durch den Theil, der der unbeschreibliche waren war, zum Kochen gekommen.

Geschafft nahm die Frau Doktor die Lampe von der Wand, holte Ihren Stoß hoch und ließ mit ihren Händen ein wenig leicht gewobenes Seinen die Lampen zum Küchenbrennen, wo das Dienstmädchen ihre Lampe hatte, nachglühen, nicht weit größer als das eigene Auge, das als Lampenfuß diente. Nun warf sie — da lag Sie ganz im Dunkeln, auf dem Holzboden, der nach neben dem Bett stand, und knickte den Stoß wie den Zettel abgerissen an. Sie hatte die Hände neben sich ausgezogen und den Stoß gegen die Wand gestoßen, jetzt in den Bild der Wände gedrückt, so daß nur ihre freudigen, beschwingten Hände zu sehen waren.

Die Frau Doktor stellte die Lampe an die Erde, machte die Thür hinter sich zu, blieb in etwas gebückter Stellung, weil sie sonst an die Decke stieß, und wollte den Kopf des Mädchens mit schnell zugreifenden Händen von der Wand wegziehen. Aber der Kopf saß fest, wie an die Wand gespleißt. „Wer hat Dir was gethan?“ fragte die Frau, immer mit einem kleinen Lachen zwischen den vollen, glänzend-rothen Wangen, denn man war nicht gewohnt im Hause, irgend etwas an dem demütigen, willigen Mädchen wichtig zu nehmen, was nur ihre eigene Person betraf. Und Alle sagten Du zu ihr, denn als die Frau sie an ihrem Hochzeitstage von einer Tante gleichsam als ein Festgeschenk vom Lande her angeschickt erhielt, war Lisa erst fünfzehn Jahre alt und verdiente noch keine andre Anrede. Später hatte sich das erhalten und auf die Kinder übertragen. Nur der Student und die Lehrerin sagten Sie, der Student hatte anfangs sogar Fräulein gesagt, bis er dann auf Wunsch der Hausherrin unterlassen, um in dem Mädchen keine anspruchsvollen Gedanken zu erregen. Es war aber wohl dafür keine Gefahr vorhanden. Klein und rund, ohne eine breitliche Linie, die den oberen Theil des Körpers vom unteren trennt, war Lisa in ihrer Stille und einem jungen ein recht altes Mädchen geworden, dessen tierengesichtiges Gesicht schon eine gelbliche Farbe annahm und an den Augenwinkel kleine austrocknende Falten zeigte. Aber sie war immer gleich fröhlig und bescheiden. Morgens, wenn Alle noch in den Betten lagen, zerkleinerte sie schon Holz, gab Wasser über den Fuß und putzte die neuen Saar-Schuhe. Mittags, wenn Alle ein wenig müde sich schon bieber der Ruhe hingaben, dann häutete sie unermüdlich mit Zellern und Kesteln herum, besorgt, nicht zu viel Geräusch zu machen. Und Abends, nach dem Essen, wenn oben und unten Alles bei der Lampe lag, in Büchern blätterte, Bier trank, plauderte und lachte, denn sie immer noch mit ihren langen, gleichmäßig schlagenden Schritten auf dem Estrichboden der Küche hin und her, stand bückend am Tisch oder lag Strümpfe stoppend in dem Winkel neben dem Herd — immer allein, fern von Eltern und Geschwistern, ohne eine Freundin, ohne einen Menschen, mit dem sie sprechen konnte. Und zwischen diesen großen Arbeiten des Tages verrichtete sie die Wäsche der kleinen, die eine Herrschaft von neun Söppen mit sich bringt, von denen jeder seine besonderen Bänzje und Launen hat. Aber keinem schlie je etwas: Die Lehrerin hatte Morgens ihre zwei geschätzte Bier, der Student sein Biermesser, die älteste Tochter, die schwächlich war, ihre warme Milch. Die Kinder wurden pünktlich zur Schule geschafft, vor allen Thüren standen die richtigen Schuhe, auf allen Blätzen die dampfenden Frühstücksteller. Für alle diese Dinge brauchte Niemand mehr im Hause ein Gedächtnis zu haben — es dachte Niemand für sie. Und dabei auf seinem Fensterbrett, auf seinem Bilderrahmen ein Staub, jede Spur menschlicher Schuhe auf den Treppen gleich wieder weggewischt, ein Glanz von oben bis unten.

Das ganze Haus führte so eine Art Wohlbefinden, alles war von einer guten und klugen Hand gehandelt. Das war schon so selbstredend geworden, daß man es nicht mehr besonders schätzte, daß man

in den Zimmern die wunderbaren Ereignisse besprach, von denen die Zeitung berichtete, ohne daran zu denken, daß ein lebendiges Wunder im Hause selber wirkte. Denn ein Mädchen mit Fleisch und Blut, das die ewigen Wünsche neu fremder Menschen ewig erfüllt, aber nie selber ein Begehr äußert, das trog all dieser gütigen Freimüdigkeit sich nicht werth erachtet sieht, im Zimmer mit in der Reihe zu sitzen, während selbst der Hund seinen geselligen Platz da hat, das Schwarzbrot ist, wenn die Anderen Weißbrot essen, und das schließlich dazu noch mit einer zwar unbeholfenen, spärlichen Stimme fröhliche Lieder der ländlichen Heimat singt — ist ein solches Menschenwesen denn wirklich noch gar so weit von einem kleinen Wunder entfernt?

Auch die Frau Doktor war keineswegs eine unfreundliche Frau, war im Gegenteil immer gut gelaunt, und wenn sie ohne Geldsorgen war, sang sie sogar Lisa's merkwürdige, eintönigen und lang gezogenen Lieder mit. Dabei sah sie trotz ihres Kindervolkes noch jung und frisch aus, hatte immer eine gesträubte Schürze vorgebunden und glänzende Schnallen an den kleinen Pantoffeln. Als sie auf ihre Frage keine Antwort erhielt, legte sie ihre weiße, gepflegte Hand auf das Kleine des Mädchens.

„Bist Du frank?“ Das Mädchen antwortete nicht und bewegte sich nicht.

Die Frau nahm ihre Hand von dem Kleinen weg und legte sie oben saftig auf des Mädchens Schulter, ohne zu fragen, ohne überhaupt zu sprechen. Und da drehte Lisa, durch diese stille Theilnahme mutig gemacht, den Kopf herum, ohne aber sonst ihre Stellung zu verändern. Sie wandte der Herrin das Gesicht zu und sah sie mit ihren großen, blauen Augen, die demütig und ergeben wie die eines müden Karrenhundes waren, eine Weile an, ängstlich, fragend, bittend, dann mit einem komischen Aufleuchten, wie in einer hoffenden Freude. Schließlich machte sie den Mund auf, lachte, so daß ihre Augen klein wurden, und sagte einfach: „Frau Doktor, ich moch' jonn.“

„Wohin gehen?“ fragte die Anderen, teilnehmend, sanft, ermunternd, als stelle sie in Aussicht, daß die Bitte erfüllt werde.

„Für immer. Heut' is der letzte Dag, wo ich kündigen kann.“ Lisa setzte sich nun ganz gerade auf ihren Stoß, und dann, als ihr einfiel, daß es nicht schicklich war zu sitzen, während ihre Herrin stand, erhob sie sich schnell. Einen Stoß kleiner als Jene, stand sie in ihrer groben, blauen Schürze, mit dem verschämten, rothen Gesicht und dem gelben, glattgekämmt Haar darüber und sah von unten, mit halberhobenem Kopf, unter den beiden gelben Brauen her zu der schönen, stolzgebauten Frau hinauf.

Die Frau brachte lange Zeit kein Wort heraus. Ihr Gesicht behielt noch den fröhlichen und flügelten Ausdruck bei, aber er schien ohne Indult, und dahinter lauerte schon ein Gesicht des Schreckens und der Verständnislosigkeit. „Dummes Zeug! Was ist Dir in den Kopf gefahren?“

„Ich weiß hierzu,“ sagte Lisa leise, nur noch wenig schüchtern, sogar mit einem flüstrenden Sicherheit.

Aber die Anderen hatte auch schon wieder den entfallenen Zügel der Selbstbeherrschung aufgefangen. Ihr Kleid, das sich über der vollen Brust ein h-

chen mehr gespannt hatte, bekam wieder Falten, das weiche Fleisch ihres Gesichtes, das sich entfärbt hatte, nahm wieder sein blühendes Aussehen an, das Aussehen der Leute, die viel gebratenes Fleisch essen und dicken, rothen Wein dazu trinken. Sie lachte mit einem lauten, übermüthigen, tiefstönenden Lachen und hob die gefalteten Hände hoch über den schwarzen Knoten ihres Haares, so daß der Schatten dieser Bewegung über die ganze Decke ging. „Heirathen willst Du?“

Auch das Mädchen behielt ihr Lachen bei. Sie schien gar keine andere Aufnahme ihres Entschlusses erwartet zu haben und sah mit ihren ruhigen, blauen Augen immer zu dem feinen Gesicht in die Höhe.

„Ach, Du bist dummi. Hast Du es nicht gut bei mir? Du hast Dein Essen, Dein Bett, jede Weihnachten Dein Kleid — Du hast keinen Kummer, keine Sorgen. Wenn Du verheirathet bist, dann kommt das Alles. Mit den Kindern kommt das Alles. Sieh mich nur, Du hast es ja besser als ich. Nein, Das schlag' Dir aus dem Kopf.“

„Nä, ich wess hieraode.“

Aber die Frau nahm die Sache immer noch nicht ernst und sprach immer noch lachend, nur so leicht hin: „Ach, Du weißt ja nicht, was Du sagst! Du mußt an Dein Alter denken! Du hast Dir doch schon ein Häufchen erspart, ich habe es ja in meinem Schrank liegen — Du kannst Dir immer weiter dazu sparen, denn Du hast ja keine Ausgaben, Du bekommst ja Alles, was ein Mensch nöthig hat, nur so hingestellt. Bist Du aber eine verheirathete Frau, so geht Alles für Mann und Kinder d'rauf. Ach, hast Du deshalb das schöne Geld gespart, um es jetzt an einen Mann fortzuwerfen, der es doch nur in's Wirthshaus trägt?“

Auch das Mädchen lachte immer noch. Sie wußte auch mit ihrem einfachen Verstande keine Gründe zu finden, die sie den Gründen der Frau entgegensetzen konnte. „Nä, ich wess hieraode.“

Nun näherte die Andere ihrem Mund ein wenig der geraden Linie, die er gewöhnlich bildete. Und mit einem Mal saß Ihr etwas im Halse, über der Gurgel, das sie wider ihren Willen hinunter schlucken mußte. „Nä — wirklich — Du bist ja so lange bei uns, Du sollst jeden Abend Dein Glas Bier haben wie wir selber.“ Eine Pause, während der sie das Gesicht des Mädchens angestrengt beobachtete. „Ich will Dir etwas mehr Lohn geben. Wir werden noch darüber sprechen.“

Lisa hob mit einer abwehrenden, gerührten Bewegung die Hand, die bis jetzt immer über die Schürze gestrichen hatte. „Nä, ich wess hieraode. Mir sei schon aufgeboten. Ich han nur nie dat Härz jehatt, et zo sage. Es füllt mir jo in schwer jo jom — ich ben doch su lang he jewäs —“ Und nach einem irren Blick, zu dem: welligen schwarzen Haar der Anderen vorüber, wurden ihre Augen plötzlich groß, füllten sich mit Thränen, und ihr Mund öffnete und schloß sich zuckend.

Schnell griff die Frau zu, hob die letzten stammelnden Worte auf und warf sie kräftiger dem Mädchen wieder zurück. „Wahrhaftig, neunzehn Jahre bist Du bei mir! Gehörst Du denn nicht in's Haus — so gut wie ich selber? Hast Du mich und die Kinder so wenig liebgewonnen in all' der Zeit? Denk doch an die schweren Tage, Lisa, wo mein Mann starb! Hast Du nicht geweint mit uns, als gehörtest Du zu uns? Und meinen Jüngsten, hast Du ihn nicht gehetzt und gepflegt Tag und Nacht, als ich selber vor Erschöpfung frank geworden war? Hat nicht der Doktor gesagt, daß Du, Du allein den Jungen durchgebracht?“

Das Mädchen sang an laut aufzuschreien. Ihr Gesicht, von den Thränen naß, sah noch weniger schön aus. Sie hob die schweren, rothen, von dem heißen Wasser zerrissenen Hände in die Luft, um nach der Frau zu fassen, wie ein Kind; das in einem Schmerz nach der Mutter tastet. Aber dann brach sie mitten in einem schreienden Laut ab, zog ihr letztes Schluchzen in die Fehle hinauf und flüsterte: „Nä, ich wess hieraode. Ich han su oft an Alles gedacht. Weder mi han ich mir't vorjenomme — mi blieben ich dobei.“

Der Frau traten kleine Schweißtropfen auf die schön gerundete, weiße Stirn — vor Angst! Herrgott, wie ist denn das so plötzlich gekommen? Will sie denn wirklich gehen? Es ist eine so ruhige, bequeme Ordnung im Hause — sie war immer bescheiden, fleißig und gehorsam. Wo soll ich ein neues, solches Mädchen hernehmen? Die lange Zeit, bis so ein neues Mädchen angelernt ist, und in der man die halbe Arbeit selber thun muß! Und die Mädchen heutzutage! Sie müßte zwei nehmen, für die viele Arbeit. Wirklich, sie haben das Mädchen ein wenig vernachlässigt — es ist doch ein unbestechbarer Schatz, so eine treue, zuverlässige Seele! Aber Herr — wer hat denn auch gedacht, daß das stille, dumme Ding solche Gedanken im Kopf herumträgt? Was braucht so ein Ding überhaupt solche Gefühle? Die Frau faßte einen Haß gegen das Mädchen. Aber sie drückte ihn hinunter, nahm des Mädchens Hände, die sich wie aus Scham, daß sie vorher so anmaßend gewesen, unter die Schürze versteckt hatten, bengte den Kopf ganz in Lisa's Gesicht herunter und fragte mit sanfter Stimme: „Wer ist es denn?“

Lisa hob überrascht, erfreut das Gesicht in die Höhe. „Der Schuster — von der Ec' —“, sagte sie mit einem ordentlich stolzen Strahlen.

„Was? Der? Sieh mal an — Ihr schlauen Bögel!“ Sie drohte schelmisch mit dem Finger. „Nun, ich verstehe Dich ja. Wenn so was in Euren kommt, dann meint man, es geht nicht anders, man muß.“ Ganz in den äußersten Winkel ihres Mundes zuckte es bei diesen Worten, denn sie verlor auch in der höchsten Angst nicht das Gefühl für das, was komisch war. „Aber Du bist doch so alt und vernünftig — Du mußt Dir die Sache auch ordentlich überlegen. Es ist doch nur ein Flickschuster. Kann er Dich auch ernähren? Ist er auch fleißig? Wird er Dich auch gut behandeln? Wird er Dich nicht schlagen? Und wirklich — es gibt doch keinen Flickschuster, der nicht trinkt.“

Aber da lachte Lisa laut und fröhlich, glänzte mit dem ganzen Gesicht, strich sich das Haar aus der Stirn und sah die Frau ohne Scheu an. „Nä, nä — ich han in esu leev. Un er mich. Mir können et jar net erwæde, bis mer hieraoden können.“

Da warf die Frau Lisa's Hand heftig von sich. Die Adern auf ihrer Stirn wurden dick. Auf ihren Backen zeigten sich rothe Flecken, die größer wurden, bis das ganze Gesicht glühte. „Du — Du! Weißt Du, was das ist? Das ist undaukar! Wer hat für Dich gesorgt, all' die Jahre hindurch, mehr als Deine Mutter jemals für Dich gesorgt hat? Wie Du zu uns kamst, da warst Du schwach und mager zum Umlaufen, und nun bist Du so dick, daß Dir die Knöpfe am Kleid aufgehen! Was hab' ich nicht Alles für Dich gethan? Du hast Kochen und Nähen gelernt, obwohl Du so dummi wie ein Stück Holz warst; es ist ein ganz anderer Mensch aus Dir geworden. Du hast doch ein ganz anderes Leben, als Du es auf Deinem dreifigen Dorf gehabt hast! Du hast sozusagen dasselbe Essen wie wir. Du hast Deine eigene Kummer. Als Du voriges Jahr einen entzündeten Hals hattest, habe ich zum Doktor geschickt. Nein — das will ich Dir doch sagen, ich habe Dich für ein gutes Mädchen gehalten, ich habe immer gedacht, Du wirst mir all' das Gute, was ich Dir erwiesen, einmal durch Treue lohnen. Aber — Du bist schlecht, Du bist nicht treu, Du bist undaukar! Ihr Bauern seid alle so, Ihr denkt nur an Euch, wenn es nur Euch gut geht — ach — ach — ! Komm herunter und thue Deine Arbeit! Du erhälst Deinen Lohn nicht, damit Du hier auf Deinem Stosser sitzt!“ Die Frau schnitt mit der Faust die Luft zwischen sich und dem Mädchen durch, um jede Gemeinsamkeit aufzuheben, nahm die Lampe, griff nach der Thür, machte noch einmal den Mund auf, um etwas zu sagen, ging dann aber mit schnell und stark hingesezten Schuhen hinaus und die Treppe hinunter. Sie lehnte dabei die Thür hinter sich nur an, wie um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als sei eine Andere als sie selber die Herrin des Zimmers.

Lisa stand wieder im Dunkeln. Durch das Fenster, das oben in das schräge Dach geschnitten war und durch das man am Tage auf den weißen Streifen des Rheines und das sonnenbeschienene Grün der sieben Berge sah, funkelten ein paar Sterne vom Himmel hinein. Der thränen schwere, leidenschaftliche Frühlingswind draußen riss jetzt, nachdem die Frau aufgehört hatte zu sprechen, vernehmlich an den Schieferplatten des Daches.

Lange Zeit verhielt sich Lisa so still, daß die Kammer leer zu sein schien. Kein Athemzug war zu hören. Dann machten die Hände, die unruhig an der Schürze ruhten, ein sonderbares Geräusch. Aber wenn auch stumm, so waren die Gedanken hinter Lisa's gerader Stirn nicht weniger aufgeregt, als der Sturm draußen. War sie wirklich so schlecht? War sie wirklich undankbar? Treulos? Hatten denn Alle sie so lieb? Wahrhaftig, sie mußte sich Alles doch noch einmal überlegen, sie war doch zu schnell gewesen. Wenn doch nur die Nacht schon da wäre, daß sie in's Bett könnte, den Kopf in das Kissen stecken und denken! Ja, sie könnte doch vielleicht noch warten, ein, zwei Jahre, bis die Kinder aus dem Größten heraus wären und der Mutter nicht mehr so viele Arbeit machen. Ja! es war wirklich schlecht von ihr, undankbar, treulos — die Worte der Frau hallten ihr, wie hineingesprochen, deutlich in den Ohren. Was mußte die Frau nur von ihr denken? Die Kinder hängen ja so an ihr, an ihrer Lisa — der kleinste, der dicke Junge, den sie vor dem frühzeitigen Tode bewahrt, ließ sich ja von gar keinem Anderen die Kleider ausziehen und in's Bett legen! Zwei, drei Jahre — ist denn das so schlimm? Ein Stöhnen, erst leise, abgebrochen, unterdrückt, dann in lang anhalterden, unnatürlichen Tönen, kam von der Stelle her, wo Lisa stand. Dann öffnete sie plötzlich die Thür und stieg die Treppe hinunter, indem sie dabei, um leiser aufzutreten zu können, die Schuhe in die Hand nahm. Wahrhaftig, sie mußte doch wenigstens in die Küche hinunter und an ihre Arbeit! Die Älteste mußte ja ihr Wasser haben, und der Student —

Auf den Beinen schlief sie unten an der Zimmerthür vorbei, drückte ganz leise die Klippe zur Küche hinunter, schloß die Thür hinter sich.

Wie still Alles im Zimmer war! Man hörte kein Wort, kein Suchen wie sonst! Waren sie Alle traurig, daß die Lisa gehen wollte?

Sie fühlte nach den Strümpfchen des Jüngsten, die sie gewaschen und zum Trocknen an eine Leine gehangen hatte. Und wie sie das letzte Strümpfchen in der Hand hatte, dessen Fuß nicht länger als ein Finger von ihr war, da kam mit einem Mal die ganze Liebe zu dem lachenden Kind, das die blonden krausen Haare von seinem Vater geerbt hatte, über sie. Sie drückte das Gesicht an die feuchte Wolle, drückte Küsse und Grüße darauf, mit einer ungeschickten, heftigen Zärtlichkeit, wühlte den Strümpf ganz zusammen und legte ihn an ihre Brust. Nein, nein, sie durfte nicht gehen, sie konnte nicht gehen, sie mußte bleiben, lange, immer, bis die Kinder alle groß waren, in die Welt gingen, sich verheiratheten und keine Lisa mehr brauchten. Nein, nein, sie war doch nicht schlecht, sie war doch nicht undankbar, nicht treulos!

Plötzlich tönte ein leiser Pfiff von der Straße her, und nach einer Weile noch einer. Das war das geheime, allabendliche Zeichen — der Verlobte war draußen, um nach der Arbeit, Brust an Brust und Mund auf Mund gelegt, eine kleine Viertelstunde mit der Verlobten zu plaudern.

Lisa warf sich auf ihren Stuhl neben dem Herd, stieckte den Kopf mit den Ohren tief in den Schutz der Arme und kloppte mit den Fußspitzen schnell und immer wieder auf den Boden, um das leise, lockende Pfeifen nicht hören zu müssen.

Und draußen stand der Schuster, ein kleiner, schwächtiger Mann, starre sehnsüchtig nach der Thür hin, durch deren Glas oben der Lichtschein vom Flur auf die Straße drang, blickte an das schöne gelbe Haar seines Mädchens, befühlte den kleinen Kamm in seiner Tasche, den er ihr zum Geschenk mitbrachte, und pfiff wieder und wieder.

Feuilleton.

Im Reisfeld. Die heiße Sonne Italiens sendet ihre blendenden Strahlen auf den ebenen Weißsumpf. Ja, es ist ein Sumpf, dieses Reisfeld, ein mit Wasser bedecktes Land, in dem die jungen Pflanzen fröhlich wuchern. Mit ausgekärrten Röden müssen die Mädchen bis weit über die Knöchel im Wasser stehen, um die Pflanzung von Unkraut zu säubern und in Ordnung zu bringen. Es sind keine draßen, rothäutigen Bauerinnen, die das Bild uns zeigt, der Sumpfboden, der so leicht lieber erzeugt scheint diesen Mädchen schwule, zarte Geschöpfe gegeben zu haben.

Der Reis ist eine Wasserpflanze, darum weicht seine Kultur so sehr von denjenigen anderer Pflanzen ab. Am besten und leichtesten gedeiht er in Ländern wie Ägypten, wo weite Fluren durch die Überschwemmung des Nils jährlich unter Wasser gesetzt werden. Der Reis wird jedoch in allen heißen und wärmeren Ländern angebaut, meistens in Flußniederungen und weiten Ebenen, die durch ein geeignetes System von Kanälen und Gräben zeitweilig unter Wasser gehalten werden können. Die Fluren müssen zu diesem Zwecke ganz eben sein. So machen denn die Reissfelder den Eindruck grösster Gleichmäßigkeit und Ordnungsliebe. Aber die dicken, fästigen Grasbüscheln und die Wasserdurchdringung lassen das Feld doch nicht ganz einheitlich und mächtig erscheinen.

Der Reis ist eine Graspflanze, so wie es der Roggen ist und der Weizen und der Mais. In seinem Blühs und seinen Blättern gleicht er etwas mehr dem Zuckerrohr als dem Mais, als unseren Getreidepflanzen, die ja sehr schwache Blätter besitzen. Allein so stattlich wie jene ersten beiden Gräser ist er nicht im Entfernen, auch wird er nur einen bis anderthalb Meter hoch. Seine Blüthen, seine Früchte stehen in Rispen wie beim Hafer. Während aber bei diesen die Rispen nach unten herabhängen, stehen sie beim Reis starr aufrecht und geben dadurch der Pflanze einen festen Abschluss nach oben hin. Die Blüthe des Reises ist ebenso unheimlich wie die unserer Getreidearten, die Frucht ist jedoch von sehr starken Spelzen umgeben, die fest am Korn haften und durch das Ausstreichen der Pflanzen nicht losgelöst werden. Der Reis muss deshalb durch eine besondere Mühle gehauen, in der er von den Spelzen befreit wird.

Der Reis wird als Sommergetreide kultiviert. Er wird gefüllt und die zu dicht stehenden Pflanzen werden gekürzt. Sind die Körner reif, so werden die Pflanzen mit der Sichel abgeschnitten, in Garben gebunden und zum Trocknen aufgestellt. Der Reis verlangt außer großer Feuchtigkeit auch viel Wärme. Sommerhut genügt die Sommerwärme Italiens vollständig, um die Frucht zur Reife zu bringen. Selbst in Norditalien wird in der großen Tiefebene des Po unter dem 45. Breitengrade ja viel Reis kultiviert. Obwohl dieser nicht die Größe und Lebhaftigkeit des Maises besitzt, so liefert er doch von allen Pflanzen den grössten Ertrag an Nahrwerthen für den Menschen. Die heiße Sonne des Südens und die Feuchtigkeit des Sumpfbodens vereinigen sich, um der Reispflanze die gehaltvollste Frucht zu geben. — *tt.*

Die Bäuerin. In einer kleinen Hinterküche der herrschaftlichen Wohnung lag sie und kehrte Blätter aus. Das alte müde Gesicht blickte sich tief auf die Arbeit.

Sie das weiße Leinenzeug kleidete! Die Bäuerin schaute die Lampe ein wenig herunter und räusperte den grünen Schirm zurück. Ein Weilchen lag sie ansonstend in den dunklen Thäl des Zimmers. Das hat den Augen so wohl, den neuen gequälten Augen, die jedem Andenken hantosieren folgen müssen. Sie nahm die Brille ab und putzte sie gewöhnlich mit einem Löffelchen. Ach ja, die Brille! Wie lange hatte sie sich dagegen gewehrt, ja ein Drahtgitter mit Gläsern auf die Rose zu sehen. Aber, was hält? Endlich musste es sein. Du lieber Gott, das war nun schon zehn oder zwölf Jahre her. Jedenfalls waren die Gläser bereits zweimal durch polierte Linsen worden. Bald kam wieder eine neue Nummer an die Reihe.

In diesem Schreitenum flog hell und klirrend eine Witze. Die Bäuerin zögerte. Schon ehr! Also freudigend. So war Mama, die Südmutter, heute mit dem Abendbrot eins!

Was den Bäuerinnen drang aufgeriegtes Stimmenregister. Das Gelächter war's und Thürenprallplagen! Hätzig, lautstark wollten zum Hall herein. Da hatten alle Freude mit der Südmutter zu thun.

Nahe, die Erwachsenen, lärmte im Hinterzimmer heraus. „Sie hat die Frühe fertig! Wie gefüllt ist Ihnen, Südmutter?“

Die Bäuerin räusperte die Brille und hob den Schirm der Lampe etwas. Sie sahen sehr hässlich aus, gräßiges Grinsen.

„Was ist Langer befürchtet werden?“

Die Bäuerin lachete. „Ganz graus.“

„Es ist natürlich nichts weiter Teufel heute. Sie bin ganz empfindlich neugierig!“ Sie sah nach der Angestellten gegenüber. Diese braucht aufgeschaut lange, ehe sie fertig wird.“ Sie lächelte sehr herzlich. „Gegen Sie

mal, Fräulein Hellmann, was glauben Sie, ob ich Verehrer finden werde?“

Die Bäuerin sah überrascht auf. „Vielleicht. Sie sind ja aber auch noch so jung.“

„Ja. Ich bin leider noch so sehr jung.“ Wehmuthig klang's.

„Leider?“ Fräulein Hellmann sagte es missbilligend. „Freuen Sie sich.“

Fanny sah aufmerksam in das Gesicht ihres Gegenübers. „Sind Sie auch schon einmal auf einem Wall gewesen?“

Die Bäuerin schwieg ein Weilchen und führte fleißiger die Nadel. Dann sagte sie leise: „Ja. Ich bin auch einmal auf einem Wall gewesen.“

„Es ist wohl schon lange her?“

„Ja. Es ist sehr lange her. Dreißig Jahre mögen's jetzt sein.“

„Dreißig Jahre! Später nie mehr?“

„Nein. Nie mehr.“

„Warum nicht. Es muss doch so schön sein!“

„Es ist nur schön, so lange man an das Schöne glaubt. So lange man hofft. Ich bin wohl zu spät dazu gekommen. Mir verflog alles das beim ersten Mal. So leer war das, so nichtsagend. Und manches Andere schreckte mich, was ich Ihnen nicht erzählen kann.“

„Haben Sie denn nur immer gearbeitet?“

„Ja. Mit Ausnahme des Sonntags. Dann hatte ich bei mir im Hause zu thun, für mich; oder ich machte einen Spaziergang.“

Fanny war nachdenklich geworden. „Ist es Ihnen nicht schrecklich? Fräulein Hellmann, immer so in den Hinterzimmern zu sitzen und blos zu nähern? Ich könnte das nicht!“

Die Bäuerin lachte: „Warum soll es schrecklich sein? Ich kann es nicht anders. Man wird wie eine Maschine läuft.“

„Wie eine Maschine? Ein Mensch?“ Fanny lachte. „Das finde ich riesig komisch, Fräulein Hellmann.“

„Es ist garnicht komisch,“ sagte die Bäuerin.

„In der Thür erschien die Frau Justizrat: „Fanny! Wo steckt Du?“

„Ich komme, schon, Mama!“ Sie eilte hinaus.

„Gütige Frau,“ sagte die Bäuerin, „dürfte ich um mein Abendbrot bitten? Es ist gleich einhalb Neun.“ Mama hat mit mir zu thun!“

„Nein Weg ist weit.“

„Es wird wohl nicht darauf ankommen, ob Sie sich eine Stunde früher oder später in's Bett legen.“

„So sage nicht, daß ich gleich schlafen gehe.“

„Vielleicht haben Sie ein Mendebous, wie?“ Die Frau Justizrat lachte fröhlich und schlug die Thür zu. Mechanisch führte die Bäuerin ihre Nadel weiter. Nur die Finger zitterten ein wenig. In den Augenblicken wurde es feucht.

Plötzlich griff sie zu Hut und Jacke und ging mit eiligen Schritten hinaus, die Hintertreppe hinunter. — *pr.*

Die Statistik im alten Rom. Fortlaufende und in regelmässigen Zwischenräumen wiederkehrende statistische Aufnahmen hat im Alterthum nur ein Staatswesen betrieben: die römische Republik. War von gelegentlichen zahlentümlichen Feststellungen bestimmter Verhältnisse wie jener schon die Geschichte des alten Morgenlandes zu berichten. So hat bekanntlich der Judenkönig David eine Volkszählung vorgenommen, die den göttlichen Born auf ihn herabzog. In Ägypten mussten sich gegen 600 v. Chr. alle Familienhäuler polizeilich melden. Der Perserkönig Xerxes ließ während der großen Heerafahrt nach Griechenland seine Truppenmassen auf eine primitive Weise zählen. Es wurden nämlich 10 000 Mann möglichst eng zusammengepfercht, der von ihnen beanspruchte Raum eingezählt und dann immer von Neuem gefüllt, bis alle Mannschäften darin gewesen waren. Auf diese Weise soll die Stärke des Heeres auf 170 mal 10 000 Mann festgestellt worden sein, was dem freilich recht märchenhaft klingt. Auch aus dem alten Griechenland kommen uns gelegentlich statistische Ziffern zu Ohren. Zum Beispiel ergab im Jahre 309 v. Chr. eine Volkszählung in Athen 21 000 Bürger, 10 000 Melothen (für Athen anjährige Ausländer) und 400 000 Sklaven. Das sind aber Alles nur vereinzelt Erhebungen. Dauernde Einrichtungen zu statistischen Zwecken besaß dagegen die römische Republik. Einmal wurden hier fortlaufende Zivilistendesregister geführt: Geburten mussten im Tempel der Juno Lucina, Eidesstelle in dem der Libitina beurkundet werden; außerdem wurde — wohl wegen der Hebräerpflicht — der Eintritt der Männerbarkeit im Heiligtum der Janus registriert. Außerdem aber fanden in grösseren Abständen — grundsätzlich alle fünf Jahre — allgemeine Zählungen der ganzen Bevölkerung statt, die sich auch auf die Vermögensverhältnisse erstreckten. Zu dem Zwecke gab es seit 444 v. Chr. besondere Beamte, die beiden Centoren. Von ihnen, bezüglichlich ihren Beratungsleuten, musste jeder Städter für selber anzuhören lassen, seinen Boter,

seine Frau und seine Kinder namhaft machen, auch anzugeben, an welchem Ort der Stadt oder in welchem Flecken des Landes er wohnte. Außerdem aber musste jeder unter Eid detaillierte Aufschlüsse geben, wie hoch sich sein gesamter Besitz in Geld belaute. Auf falschen Angaben stand in älteren Zeiten Vermögenskonfiskation und Verkauf in die Sklaverei. Später hatten Betrüger einen Ausstossung aus dem Stand der Grundbesitzer und Veranlassung der beweglichen Habe bis zum Achtzehnten des Wertes zur Folge. Beim beständigen Wachsthum des römischen Reichs wurde diese periodische Einschätzung vor dem Zensor schließlich un durchführbar: der letzte Zensus kam 70 v. Chr. zu Stande und ergab 910 000 Bürger. Auch die älteren Ziffern sind uns durchweg erhalten und stellen sehr verhältnissame Material für die Beurtheilung der inneren Entwicklung Rom dar. Einige Beispiele aus den frühen Zeiten des zweiten Jahrhunderts werden das ohne Weiteres klar machen. Im Jahre 164 v. Chr. wurden 337 452 Bürger gezählt, 159: 328 316, 154: 324 000, 147: 322 000, 142: 317 442, 136: 317 933, 131: 318 823, 125: 394 736, 115: 394 336. In der Ab- und Zunahme dieser Ziffern dokumentirt sich der Einfluss der wirtschaftlichen Umwälzung, die Ackerland in beide verwandelte, kleine Bauerngüter durch Latifundien erjegte und dann die zeitweilige Gegenwirkung der griechischen Agrarpolitik, die der Aristokratie die Staatsländereien abnahm, um sie in Bauernstellen zu verschlagen. Die andere Theile der alten Geschichte entsprechen wir diese ziffernmässige Aufschauung, die uns die exakten statistischen Aufnahmen der Zensurbehörden im republikanischen Rom eröffnen. — *er.*

Wie werden Phonographenwalzen besprochen? Nachdem der Phonograph infolge der Herstellung äusserst billiger Apparate in letzter Zeit eine große Verbreitung gefunden hat, hört man nur zu häufig die Frage: „Wie werden die Gefünge usw. auf die Walzen gebracht?“ Das sogenannte Versprechen der Walzen ist eine verhältnismässig einfache Sache. Denken wir uns in einem Raum eine grössere Anzahl von Phonographen so plaziert, daß die Schalltrichter mit den sogenannten Aufnahmemembranen auf den Anfang der noch neuen oder doch abgedrehten, glatten Walzen liegen, und daß durch elektrische Kraftquellen die kleinen Motoren dieser Phonographen in Thätigkeit gesetzt werden können, so haben wir im Wesentlichen die mechanischen Einrichtungen zur Herstellung von Phonographenwalzen. Der Künstler oder die Künstlerin tritt vor die Trichter, während weiter hinten das Klavier oder sonstige Musikinstrumente ihren Platz finden. Auf ein gegebenes Zeichen werden sämtliche Walzen eingeschaltet und der Künstler beginnt unter der erforderlichen Musikbegleitung seinen Gesang. Die in die Schalltrichter gelangenden Schallwellen graben sich durch die Aufnahmemembranen in die Masse der rotirenden Phonographenwalzen ein. Sind die Walzen zu Ende, so wird der Strom ausgeschaltet und man hat nunmehr eine entsprechende Anzahl besprochener Walzen zur Verfügung. Steckt man nun in die Schalltrichter Wiedergabemembranen, so kann man das auf die Walze eben übertragene Lied usw. beliebig oft erkennen lassen. In gleicher Weise läßt man die Musik von Kapellen, Städten usw. auf Phonographenwalzen übertragen. Sollen Nieden wieder verdeckt werden, so pflegt man auch wohl die Glocke des Präsidenten und den Beifall oder das Mizfallen des Publikums durch Zwischenrufe usw. an den geeigneten Stellen den Walzen einzubereiten. Natürlich muß man das Versprechen der Walzen mit möglichst klaren und deutlichen Stimmen bewirken lassen, die zu übertragenden Stücke der Länge der Walzen anpassen und dafür sorgen, daß während des Versprechens in dem Raum keine Geräusche entstehen, da ja diese auch auf die Walzen übertragen werden würden. Hebrigens findet das Versprechen der Phonographenwalzen nicht nur zur Wiedergabe militärischer und ähnlicher Genüsse statt, sondern man verwendet den Phonographen auch schon vielfach im Komptoir in der Weise, daß man auf die unbeschriebenen Walzen diktirt, diese dann in's Correspondenzbureau giebt, wo nach der Wiedergabe des Diktats die Schriftsätze hergestellt werden. Haben so die besprochenen Walzen ihren Zweck erfüllt, so werden sie abgeschafft und können von neuem besprochen werden. Da die durch die Aufnahmemembranen der Walze übertragenen Eindrücke nur sehr wenig tief sind, so braucht man beim Abschleifen auch nur eine ganz dünne Schicht zu entfernen, so daß man also die Walzen ungemein oft besprechen kann, ehe sie unbrauchbar geworden sind. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.